

GEO thema 01

DIE BESTEN FOTOREPORTAGEN AUS GEO



Um die Welt in 12 Geschichten

Berlin
Brasilien
Afghanistan
Osteuropa
China
Sun City
Türkei
England
Indien
Ecuador
Thailand
Kenia
und mehr

So lebt der Mensch

GEO ABO

Spannendes Wissen aus unserem Leben!

Lesen oder verschenken Sie GEO zum Vorzugspreis und wählen Sie ein hochwertiges Geschenk.



5%
sparen!

Die Welt mit anderen Augen sehen!

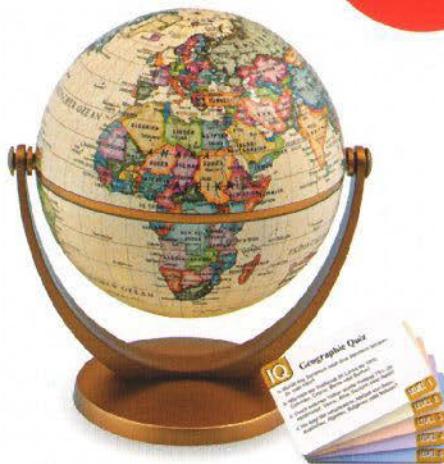
Erleben Sie jeden Monat hohe journalistische Qualität, ausführliche Reportagen sowie großartige Bildstrecken und genießen Sie attraktive Abonnenten-Vorteile, wie z.B. 5% Ersparnis pro Heft und portofreie Lieferung.



1. Sport-/Reisetasche

Schickes Platzwunder:

- aus strapazierfähiger Mikrofaser
- Ecken und Griffe aus Leder
- Maße: ca. 67,5 x 55,5 x 17 cm



2. STELLANOVA-Globus

Die Welt zuhause entdecken:

- in angesagtem Antik-Design
- mit spannendem Quiz-Spiel
- Höhe: ca. 13,5 cm, Ø: ca. 10 cm



3. HÄSSER-Uhr „Discovery“

Immer die Zeit im Blick:

- Ziffernblatt mit Datumsanzeige
- Gehäuse aus Edelstahl
- schwarzes Textilarmband

GEOBESTELLEN

Online mit mehr Geschenken und Angeboten:

www.geo.de/abo

Per Telefon: (Bitte geben Sie folgende Bestell-Nr. an - Festabo: 880 532, Geschenkabo: 880 533)

01805/861 80 03*

Abonnenten-Service Österreich und Schweiz: +49 1805/861 80 03



EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

das weltweite Schienennetz ist so lang, dass es 28 Mal um den Äquator reichen würde, rund eine Milliarde Autos kreiseln auf den 46,4 Millionen Kilometer Straße dieser Welt. Über zwei Milliarden Passagiere kommen jedes Jahr durch die Lüfte auf Tour, jährlich fast eine Milliarde Menschen überschreiten als Touristen die Ländergrenzen. Die Menschheit ist unterwegs, und sie ist im Gespräch mit sich auf mittlerweile bald sieben Milliarden Mobilfunkgeräten. Vernetzung und Verflechtung sind die großen Tendenzen der Gegenwart; auf den Märkten für Güter und Dienstleistungen, Rohstoffen und Kapital ebenso wie in der Kommunikation und im Verkehr.

Andererseits: Noch sprechen die Menschen zwischen 6500 und 7000 Sprachen, 56 allein in einem kleinen Land wie Guatemala, 94 in Vietnam, 832 in Papua-Neuguinea. Und unvorstellbar erscheint es, dass diese Welt jemals zu einer Welt der Gleichen wird werden können, schaut man sich die Daten zur Soziodemografie und Ökonomie genauer an, die Verteilung von Klimazonen und Wasser, von Rohstoffen und Maschinenparks, von Schulen und Krankenhäusern. Das Bruttonationaleinkommen je Einwohner von Burundi - 150 Dollar im Jahr 2009 - wird in Norwegen um das 564-Fache übertroffen. Und der Umsatz eines multinationalen Unternehmens wie Wal-Mart liegt über dem Bruttoinlandsprodukt von Ländern wie Saudi-Arabien, Argent-

tiniens oder Südafrika, jener von BP über dem, was die Volkswirtschaften von Israel, Finnland oder Kolumbien produzieren.

Hinter allen großen Zahlen: heftige Unterschiede. Über die Hälfte der Weltbevölkerung lebt nun in Städten, doch der Urbanisierungsgrad ist in Amerika, Europa, Australien immer noch ein ganz anderer, nämlich fast doppelt so hoch wie in Asien und Afrika. Bei etwas mehr als 28 Jahren liegt das Durchschnittsalter der Weltbevölkerung, aber wie sich alternder Reichtum und junges Elend teilen, veranschaulichen Monaco (49,4 Jahre), Deutschland und Japan (bald 45), Burkina Faso (16,9 Jahre), Niger und Uganda (knapp über 15) nur besonders krass. Und die globale Alphabetisierungsrate wird auf etwa 82 Prozent geschätzt, doch noch gibt es auch Länder, Afghanistan etwa oder den Tschad, in denen vermutlich nicht einmal 50 Prozent der Gesamtbevölkerung lesen und schreiben können, und nur rund 20 Prozent der Frauen.

„SO LEBT DER MENSCH“ - lässt sich diese Welt mit all ihren Disparitäten abbilden auf 204 Seiten? Sicher nicht. Aber kein statistisches Jahrbuch versprechen wir Ihnen hier, keine Vermessung aller Lebenslagen nach Prozentanteilen, sondern Fotoreportagen, die Sie in Gesichter sehen lassen und in Häuser, in Schlafstätten und Küchen. Fotoreportagen, die von Überfluss und Mangel erzählen, von Hunger und Bescheidenheit, von Bedrängung und Stille, von Geborgenheit und eisiger Leere, von Erfolg und Selbstverwirklichung und Suche und Sehnsucht, von Verrücktheit und Normalität.

Einige der Porträtsreihen und Reportagen in diesem Heft sind eine vergleichende

Wanderung durch mehrere Länder: durch Kinderzimmer von Nepal über das Westjordanland bis in die USA; durch Flüchtlingslager von Pakistan bis Bosnien und Herzegowina; durch Bauernkaten in Osteuropa. Andere spielen auf kleinster Fläche: in einem Wohnhaus in São Paulo, in einer Straße in Berlin.

Für dieses Heft haben wir unter den vielen sehr guten die allerbesten Fotoreportagen aus GEO zusammengestellt und sie um noch unveröffentlichte Bilder und Geschichten zum Thema ergänzt. Und wir haben dabei stärker noch als in unserer monatlich erscheinenden Ausgabe auf die Eindringlichkeit der Fotografie gesetzt. Denn wir möchten Ihnen, aus rund 160 Einblicken zusammengefügt, ein Gesamtbild vor Augen führen, das wir Ihnen ähnlich umfassend und intensiv zu einem weltumspannenden Thema noch nie geboten haben.

„So wächst der Mensch auf“ wird die nächste Ausgabe unserer Sonderreihe heißen. Sie wird am 24. August erscheinen. Und wir freuen uns jetzt schon darauf, sie Ihnen vorlegen zu können.

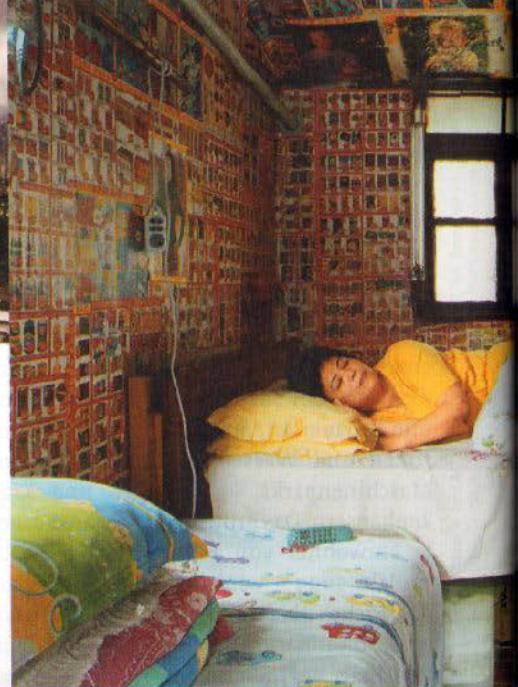
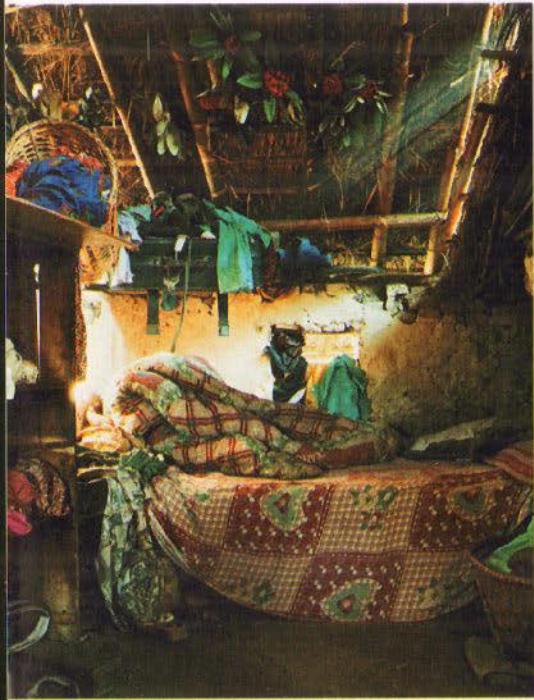


Herzlich Ihr

Peter-Matthias Gaede

(Peter-Matthias Gaede)

SO LEBT DER MENSCH



**136
NEUE WELTEN IM NIRGENDWO**
Millionen von Menschen wurden aus ihrer Heimat vertrieben. Sie wohnen in Flüchtlingslagern, die Provisorien sind. Und dann für immer zur Bleibe werden

**66
AUF HOFFNUNG GEBAUT**
Orte der Verzweiflung? Auch, aber nicht nur: Der Fotograf Jonas Bendiksen hat Menschen besucht, die sich im Slum eingerichtet haben

**108
EINE DEUTSCHE STRASSE**
In der DDR war die Berliner Hufelandstraße eine bürgerliche Oase. Ist sie auch wieder. Nur jetzt für Zuzügler aus dem Westen

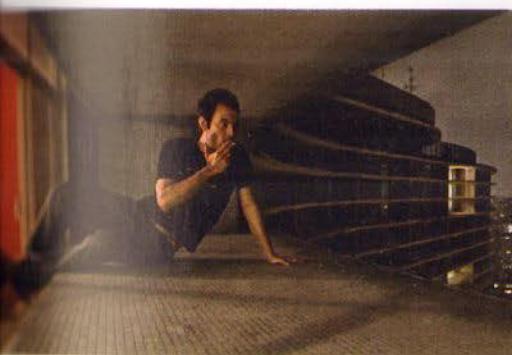
**26
DIE WOHNMASCHINE**
Menschen aus allen Lebenslagen wohnen im größten Wohnhaus der Welt in São Paulo auf engem Raum

**08
WO DIE KINDER SCHLAFEN**
Kuscheltiere oder Holzverschlag? Fotograf James Mollison zeigt, was die Kleinen in aller Welt in der Nacht umgibt

**148
CHINA PRIVAT**
Shanghai verkörpert den rasanten Wandel Chinas. Aber auch dort suchen sich die Menschen ihre Nischen

INHALT

| | |
|----------------|-----|
| EDITORIAL | 003 |
| DIE FOTOGRAFEN | 006 |
| IMPRESSIONUM | 007 |
| BILDNACHWEIS | 202 |
| VORSCHAU | 202 |



50

EINE ANATOLISCHE ZUKUNFTSREISE

Ein Land verordnet sich die Moderne: Die Türkei baut vorgefertigte Wohnblocks für Zuwanderer in den großen Städten



124

DIE HEIMAT DER BESCHEIDENEN

Wie viel braucht ein Mensch? In den abgelegenen Dörfern Europas hat sich ein genügsamer Lebensstil erhalten



166

ENDSTATION SONNE

Kinder und junge Leute sind hier unerwünscht. In der US-amerikanischen Rentnergemeinde Sun City spielen die Alten ewige Jugend



92

MY HOME IS MY CASTLE

Wo können die Briten ihre Spleens ungehemmt ausleben? Ein Blick in den skurrilen Alltag auf der Insel



176

DIE VERGESSENEN

Ein Winter bei den Pamir-Kirgisen: Für den Ethnologen Ted Callahan war die Feldforschung ein Abenteuer

ÜBER DIE FOTOGRAFEN



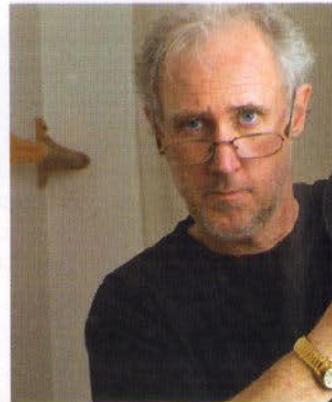
JAMES MOLLISON

Was sagt am meisten über das unterschiedliche Leben der Kinder aus? Ihr Zimmer, dachte James Mollison, als er auf der Suche nach einer Idee für ein Fotoprojekt war, das einer Hilfsorganisation zugutekommen sollte. Mollison, der 1973 in Nairobi, Kenia, geboren wurde, reiste für sein Projekt „Wo die Kinder schlafen“ (Seite 8) um die ganze Welt.



JULIO BITTENCOURT

Die Reportage über das Copan in São Paulo, das größte Wohnhaus der Welt, war für Julio Bittencourt ein Heimspiel: Der brasilianische Fotograf, Jahrgang 1980, wohnt ganz in der Nähe und hat Freunde, die in der „Wohnmaschine“ (Seite 26) leben. Bittencourts Eltern waren in den Glanzzeiten des Copan Stammgäste in dessen vielen Cafés.



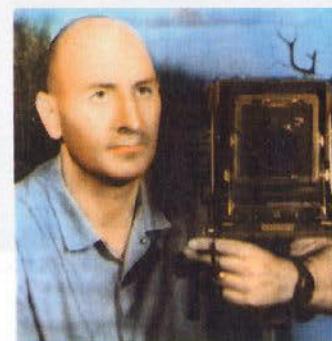
PETER MENZEL

Peter Menzel, Jahrgang 1948, ist für weltumspannende Projekte bekannt. Bei Recherchen für sein Buch „Mahlzeit“ über die Esskultur auf allen Kontinenten begegnete er der Familie Ayme in Ecuador – und blieb für eine Reportage bei ihr (Seite 38).



GEORGE GEORGIOU

George Georgiou, geboren 1961 in London, lebte lange Jahre auf dem Balkan, unter anderem in Serbien und zuletzt in Istanbul. In seinem Buch „Fault Lines“ (Verwerfungslien) setzt er sich mit der rasanten Modernisierung der Türkei auseinander – wie auch in der Reportage über die türkische Wohnungsbaubehörde TOKI, zu sehen ab Seite 50.



HARF ZIMMERMANN

Als er in den 1980er Jahren begann, das Leben in der Berliner Hufelandstraße zu dokumentieren, konnte der Berliner Fotograf Harf Zimmermann, Jahrgang 1955, nicht ahnen, wie rasch die Welt verschwinden würde, die er da gerade ablichtete. Als er 20 Jahre nach dem Ende der DDR im GEO-Auftrag in „seine“ Straße zurückkehrte, war kaum noch jemand von den ursprünglichen Bewohnern aufzufinden (Seite 108).

BERT TEUNISSEN

Zunächst war es ein unbestimmtes Gefühl von Melancholie, das den Niederländer Bert Teunissen erfasste, als er sein erstes Foto einer Bauernstube betrachtete. Als er dann begann, alte Stuben und deren Bewohner in ganz Europa zu suchen (Seite 124), wurde Teunissen bewusst, dass die Nostalgie aus seiner eigenen Kindheit herrührte. Als er acht war, renovierten seine Eltern die Wohnung, in der Teunissen, Jahrgang 1959, aufgewachsen war – und zerstörten dabei die Atmosphäre des Hauses.

SIMON NORFOLK

Pakistan, Afghanistan, Irak: Der britische Fotograf Simon Norfolk, geboren 1963 in Lagos, Nigeria, war im vergangenen Jahrzehnt in den schlimmsten Kriegsgebieten der Welt unterwegs. Schließlich begann er, dem Zug der Menschen zu folgen, die vor den Kriegen fliehen. Seine Bilder aus Flüchtlingslagern: Seite 136

HU YANG

Über ein Jahr nahm sich der chinesische Fotograf Hu Yang (geboren 1959) Zeit, um Menschen aller sozialen Schichten in seiner Heimatstadt Shanghai zu fotografieren: Bettler und Millionäre, Künstler und Wanderarbeiter, Rentner und Familien. Das Mosaik aus Hunderten von Porträts (die besten davon ab Seite 148 in diesem Heft) erzählt von einem Boom, aber auch von der Einsamkeit der Menschen in der chinesischen Megacity.

CHEFREDAKTEUR

Peter-Matthias Gaede

STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR

Jens Schröder

GESCHÄFTSFÜHRende REDAKTEURE

FOTOGRAFIE: Ruth Eichhorn

ART DIRECTION: Jutta Krämer

TEXT: Johanna Wieland

CHEFIN VON DIENST: Brigitte Gajer

TEXTREDAKTION: Klaus Bachmann, Jürgen Bischoff (FR),

Dr. Jürgen Broschart, Florian Hanig, Maite Henk, Jörn Auf dem Kampe, Susanne Krieg, Fred Langer (FR),

Dr. Hania Luczak, Ines Possemeyer, Gabriele Riedle, Jürgen Schaefer, Stefan Schreiber

Katja Trippel (auch GEO-TV), Hanne Tügel, Markus Wolff

AUTOKIN: Johanna Romberg

EXPEDITIONEN: Lars Abromeit

BILDREDAKTION: Bärbel Edse, Anja Jöckel,

Venita Kaleps, Markus Seewald,

Elisabeth Trautmitz, Sabine Wünsch

GRAFIK: Daniel Müller-Grothe (stellv. Art Director), Kunihild Haberkern (Titelgrafik), Andreas Knacke, Uta Maxim, Beate Meding,

Martin Künsting (Informationsgrafik)

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters (Leitung), Rainer Droske, Thomas Wachter

VERIFIKATION: Dr. Agnes Bretting, Andrea-Rebecca Flörke, Tobias Hamelmann (FR), Johannes Kückens, Jörg Melander, Mathias Unger

SCHLÜSSREDAKTION: Brigitte Gajer

TECHNISCHER CHEF VOM DIENST: Rainer Droske

CHEFSEKRETARIAT: Helen Gertz, Silvia Wirkling

TEXTSEKRETARIAT: Irene Breet, Maren Heidorn,

Elke Rehländer-Stöhr, Hella Strepp

BILDSEKRETARIAT: Doris Paulini

HONORARE/SPESEN: Petra Schmidt

BILDAADMINISTRATION UND -TECHNIK: Stefan Bruhn

GEO.DE

Redaktion: Nadja Stavenhagen (Leitung),

Peter Carstens, Jan Hillebrecht (Bildredaktion),

Judith Horchert, Maite Dugaro

Technik: Daniel Oltzen (Projektleitung), André Bartak,

Jan-Eric Strohsahl, Christian Kirmse

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK:

535 Fifth Avenue, 29th floor, New York, NY 10017

VERANTWORTLICH FÜR

DEN REDAKTIONELLEN INHALT:

Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Thomas Lindner

GESAMTAUFGABE: Helma Spicker

ANZEIGENLEITUNG: Martina Hoss

VERTRIEBLICHTUNG:

Sascha Klose, DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Anja Schindler (Ltg.), Kerstin Füllgraf

HERSTELLER: Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG:

Anzeigenverkauf: Ute Wangermann,

Tel. 040 / 37 03 33 18, Fax 040 / 37 03 17 18;

Anzeigendisposition: Stefanie Wolf,

Tel. 040 / 37 03 23 01, Fax 040 / 37 03 17 23 01

Der Export der Zeitschrift GEOthema und deren Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages staatlich.

GEOthema darf nur mit Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden.

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322800, BLZ 200 700 00

ISBN: 978-3-652-00142-7

ISSN-Nr.: 2194-2862

LITHO: Peter Becker GmbH, Würzburg

DRUCKEREI: Neef - Stammre, premium printing, Wittenberg Printed in Germany

GEO (German) (USPS no 001476) is published monthly by GRUNER + JAHRGANG e.C.O.

K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood NJ 07631 and additional mailing offices.

Postmaster: Send address changes to:

GEO (German), GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631.

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 73, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

ANSCHRIFT: GEO-Kundenservice, 20080 Hamburg,

E-Mail: geo.service@guj.de

PERSÖNLICH ERREICHBAR:

Mo bis Fr 7.30 bis 20.00 Uhr, Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Telefon innerhalb D: 01805 / 861 80 03*

Telefon außerhalb D: +49-1805 / 861 80 03

Telefax: +49-1805 / 861 80 02

24-Std.-Online-Kundenservice: www.MeinAbo.de/service

BESTELLUNG VON GEO-PRODUKTEN
(KALENDER, BÜCHER, DVD, SCHUBER, U. ETC.)

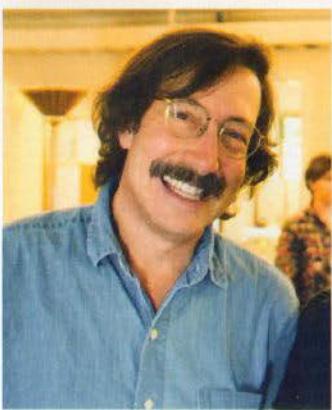
GEO-Kundenservice, 74569 Blaustein, Hotline-Telefon: 01805 / 22 50 99, Hotline-Telefax: 01805 / 21 66 03, E-Mail: guj@sigloch.de

* 16 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz,
max. 42 Cent/Min. aus dem deutschen Mobilfunk



JONAS BENDIKSEN

Als der norwegische Fotograf Jonas Bendiksen, Jahrgang 1977, begann, in Slums überall auf der Welt zu fotografieren, ging es ihm nicht darum, nur bitterste Armut zu zeigen. „Ich wollte wissen, wie Menschen in großer Not würdevoll ihr tägliches Leben organisieren“, sagt Bendiksen (Seite 66).



RICK SMOLAN

Der Amerikaner Rick Smolan, Jahrgang 1949, ist zwar Fotograf, für sein Projekt „UK at Home“ (Seite 92), von Ikea gesponsert, war aber eher seine Organisationstalent gefragt: Tausende Fotografen, Profis wie Amateure, schwärmt aus, um einen Einblick in die Wohnzimmer der Briten zu geben.



KENDRICK BRINSON

Von der Rentnergemeinde Sun City, in der nur Menschen über 55 leben dürfen, erfuhr der amerikanische Fotograf Kendrick Brinson, Jahrgang 1983, im Kino: „Ich sah den Film ‚Die Geschwister Savage‘ und war sofort beeindruckt von der Szenerie.“ Brinson, der in Atlanta lebt, ist seitdem immer wieder nach Sun City gereist (Seite 166): „Unglaublich. Ich kann kaum mithalten mit der Vitalität dieser Menschen.“



MATTHIEU PALEY
TED CALLAHAN

Der französische Fotograf Matthieu Paley, Jahrgang 1973, reiste über zehn Jahre lang in den afghanischen Pamir. Ted Callahan (geboren 1974), Ethnologe aus den USA, verbrachte einen ganzen Winter beim weltfernen Volk der Pamir-Kirgisen (Seite 176).

Ahkôhxet – Amazonas, Brasilien

Der achtjährige Ahkôhxet gehört den Krahô an, einem Volk von 1900 Menschen, das von Jagd und Landwirtschaft lebt. Die roten Streifen auf seiner Brust stammen von einem Ritual zu Ehren von Sonne und Mond, die nach dem Glauben der Krahô die Welt erschaffen haben. Respekt vor der Natur ist den Krahô wichtig.



WO DIE KINDER SCHLAFEN

Kuscheltiere? Die einen haben zu viele, die anderen keines. Der Fotograf James Mollison ist um die ganze Welt gereist, um zu sehen, was Kinder in der Nacht umgibt

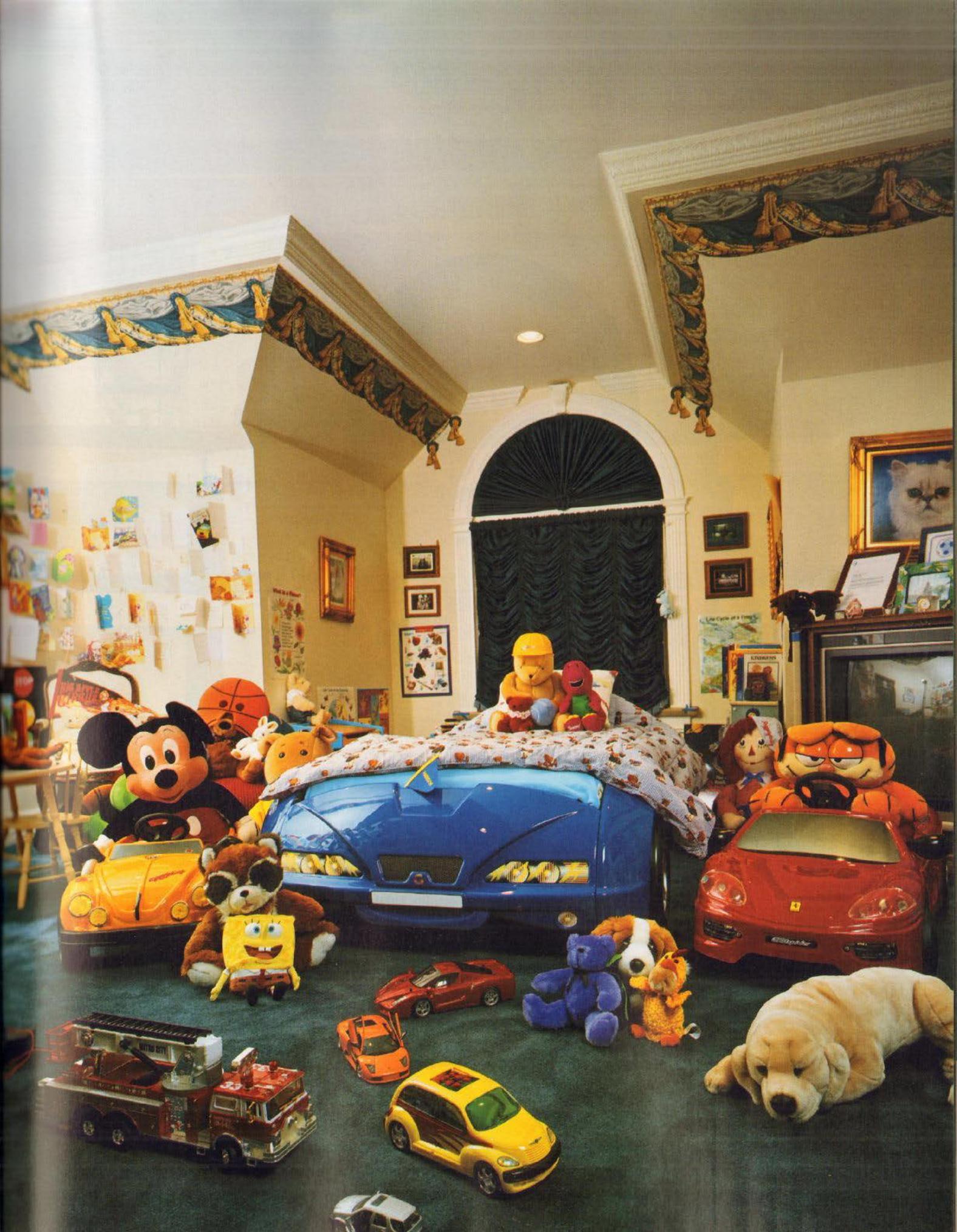
VON JAMES MOLLISON (FOTOS)





Harrison – New Jersey, USA

Auf der Privatschule, die Harrison, 8, besucht, ist es verboten, andere Kinder zu ärgern oder sich zu prügeln. Das Haus, in dem er und seine Familie wohnen, wird von Wachleuten beschützt. Im Kinderzimmer hat er ein Fernsehgerät und daneben ein eigenes Bad. Harrison ist ein Wunsch- und Einzelkind: Seine Eltern dachten lange Zeit, sie wären nicht in der Lage, je Kinder zu haben.





Lay Lay – Mae Sot, Thailand

Lay Lay ist vier Jahre alt und gehört der Ethnie der Karen an. Wahrscheinlich ist sie mit ihren Eltern aus Birma geflohen. Als ihre Mutter starb, wollte sich niemand um das Kind kümmern. Jetzt lebt Lay Lay in einem Waisenhaus, wo jedes Kind eine kleine Box für seine Habseligkeiten hat. Die Thanaka-Creme auf dem Gesicht des Mädchens schützt die Haut vor der Sonne.

A.B.C.D.E.F.
G.H.I.J.K.L.
M.N.O.P.Q.R.
T.U.V.W.X.

ပုဂ္ဂန်များ
တော် ၃ ကြိမ်များ
အမြတ်များ၊ မြတ်များ
နှင့် ရွှေများ

ကျော် ၁၂၇

ရှေ့
၁၃၆

၁၃၅
၁၃၆

၁၃၇
၁၃၈

၁၃၉
၁၄၀

၁၄၁
၁၄၂

၁၄၃
၁၄၄

၁၄၅
၁၄၆

၁၄၇
၁၄၈

၁၄၉
၁၅၀

၁၅၁
၁၅၂

၁၅၃
၁၅၄

၁၅၅
၁၅၆

၁၅၇
၁၅၈

၁၅၉
၁၆၀

၁၆၁
၁၆၂

၁၆၃
၁၆၄

၁၆၅
၁၆၆

၁၆၇
၁၆၈

၁၆၉
၁၇၀

၁၇၁
၁၇၂

၁၇၃
၁၇၄



Anonym – nahe Rom, Italien

Die Matratze auf einem Feld nahe Rom ist das Zuhause der Familie des vierjährigen Jungen, der seinen Namen nicht verraten wollte. Er kommt aus Rumänien und lebt illegal in Italien. Seine Eltern, die weder lesen noch schreiben können, ernähren ihn vom Trinkgeld, das sie bekommen, wenn sie an einer Ampel in der Nähe des Feldes Auto-Windschutzscheiben putzen.





Kaya – Tokio, Japan

Das Kleid, das die vierjährige Kaya trägt, hat ihre Mutter selbst genäht, wie fast alle 30 Kleider, die in Kayas Schrank hängen. Passend dazu besitzt sie 30 Paar Schuhe, Sandalen und Stiefel. Ihre Freundinnen lieben es, Kaya zu besuchen, um all die Kleider anzuprobieren. Zur Schule darf sie allerdings keines davon tragen; dafür zieht sie sich, wie in Japan üblich, eine Uniform an.

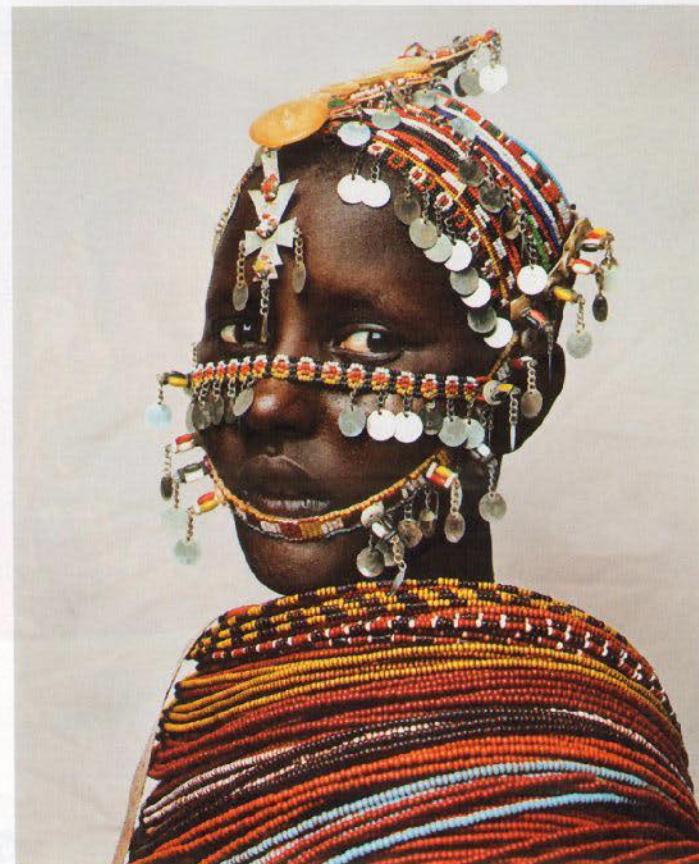




Dong – Yunnan, China

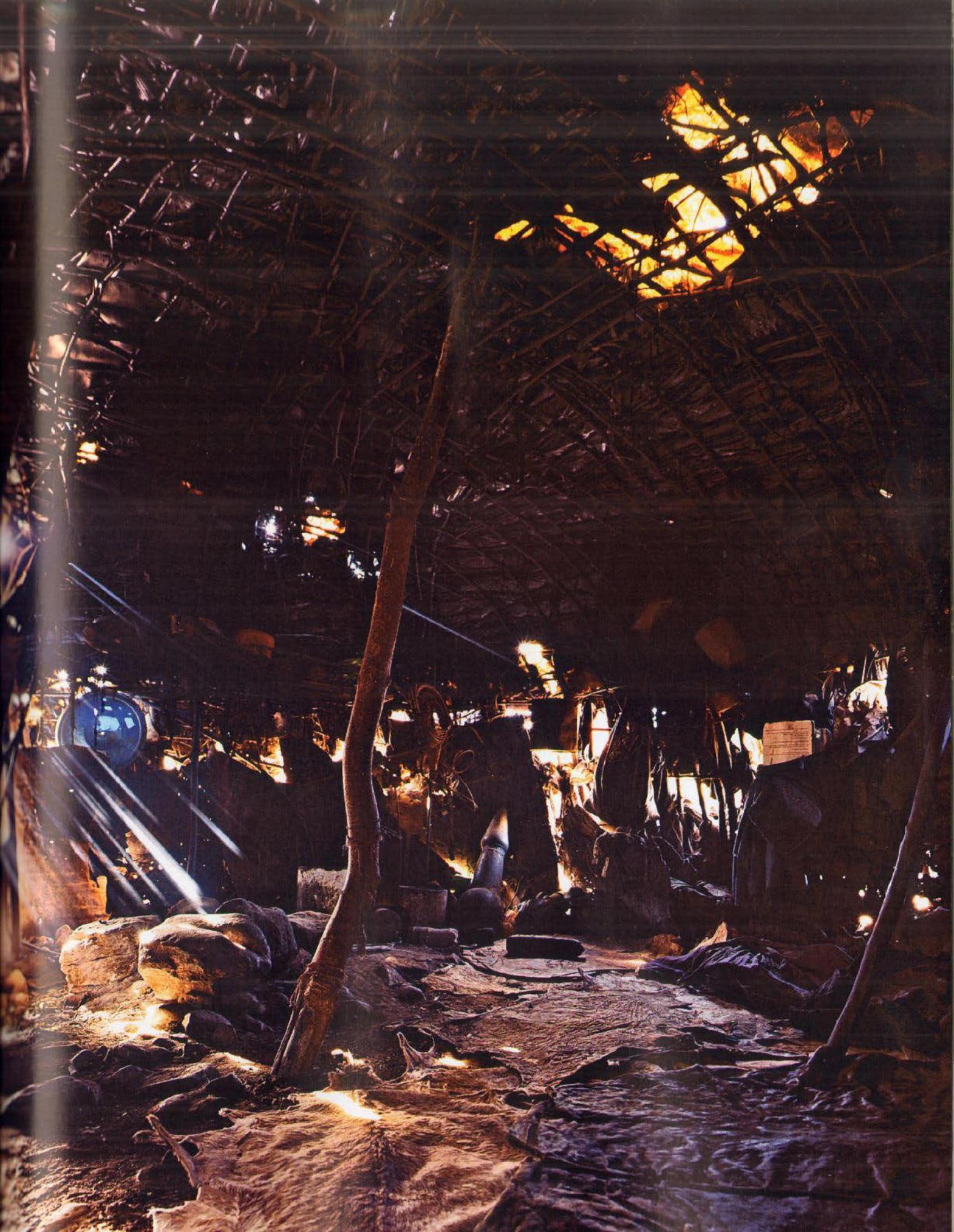
Dongs Schulweg ist nur 20 Minuten lang. In der Schule liebt der Neunjährige besonders das Schreiben und das Singen; abends verbringt er seine Zeit damit, die Hausaufgaben zu machen und noch ein wenig fernzusehen. Das Zimmer, in dem er schläft, teilt er sich mit seiner Schwester und seinen Eltern. Wenn er groß ist, möchte Dong gern Polizist werden und „Diebe fangen“.





Nantio – Kenia

Nantio gehört dem Stamm der Rendille im Norden Kenias an. Sie hat zwei Brüder und zwei Schwestern und lebt in einem Kuppelzelt aus Plastikplanen und Viehhäuten. Nantio besuchte die Schule nur für wenige Jahre. Nun kümmert sie sich um die Ziegen, holt Wasser und besorgt Feuerholz. Sie ist 15 Jahre alt und hofft, ein Krieger des Stammes werde sie zur Frau nehmen.





Tzvika – Betar Illit, Westjordanland

Viele Familien in Betar Illit, einer Siedlung von ultraorthodoxen

Juden, haben neun Kinder oder mehr, doch Tzvika hat nur
eine Schwester und zwei Brüder, mit denen er das Zimmer teilt.

Fernsehgeräte und Zeitungen sind in Betar Illit geächtet,
ebenso der Sportunterricht an den Schulen. Deshalb verbringt der
Neunjährige viel Zeit damit, die Heiligen Schriften zu studieren.





Indira – Kathmandu, Nepal

Indira ist sieben Jahre alt und arbeitet im Granit-Steinbruch, seit sie drei ist. 150 weitere Kinder sind dort beschäftigt. Manche von ihnen werden das Augenlicht verlieren, weil sie zu arm sind, um sich Schutzbrillen zu kaufen. In der Hütte ihrer Eltern schläft Indira gemeinsam mit den Geschwistern auf einer Matratze. Wenn sie groß ist, möchte sie Tänzerin werden.





DIE WOHNMASCHINE

1160 Wohnungen, 5000 Bewohner: Das »Copan« in São Paulo ist das größte Wohnhaus der Welt. Eine Kleinstadt mitten in der brasilianischen Megalopolis, eine Mischbatterie der sozialen Gruppen. Und eine Trutzburg für Träumer

von Ruedi Leuthold (Text) und Julio Bittencourt (Fotos)



Jung, furchtlos, urban: Schauspieler, Barkeeper und Discjockey DJ LELO, 31, genießt die Aussicht von seiner Wohnung im 32. Stock. Das Copan gilt, nach Jahren des Verfalls, inzwischen als begehrte Adresse

Um fünf Uhr morgens ruht das „Copan“ im Herzen von São Paulo still, wie unbelebt. Das größte Wohnhaus der Welt beherbergt 5000 Menschen, doch um diese Zeit schlafen die meisten. Die 32 Stockwerke des Kolosse verlieren sich im Nachthimmel; doch zu seinen Füßen treffen die Schattengestalten der Nacht auf die Fleißigen des neuen Tages. Das „Love Story“, der Nachtclub an der Avenida Ipiranga, hat eben seine Türen geschlossen; und die Straßenhändler, die Kaffee und Brötchen anbieten, sind umringt von lautem Volk.

Lulu, der Transvestit aus dem Block B, stöckelt vor den fünf Eingängen des Copan auf und ab, immer noch auf der Suche nach Freiern zur frühen Stunde. Doch als Severino da Silva Filho ihn streng anschaut, entschließt sich Lulu, für heute schlafen zu gehen.

Severino da Silva Filho ist um vier Uhr in den Bus gestiegen, im Stadtteil Butanta, wo er wohnt. Er trägt die unverwüstliche Fröhlichkeit des Dörflers aus dem Nordosten im Gesicht, das Funkgerät am Gurt, um den Hals die Karte, die ihn als Aufseher über das Wachpersonal des Copan ausweist.

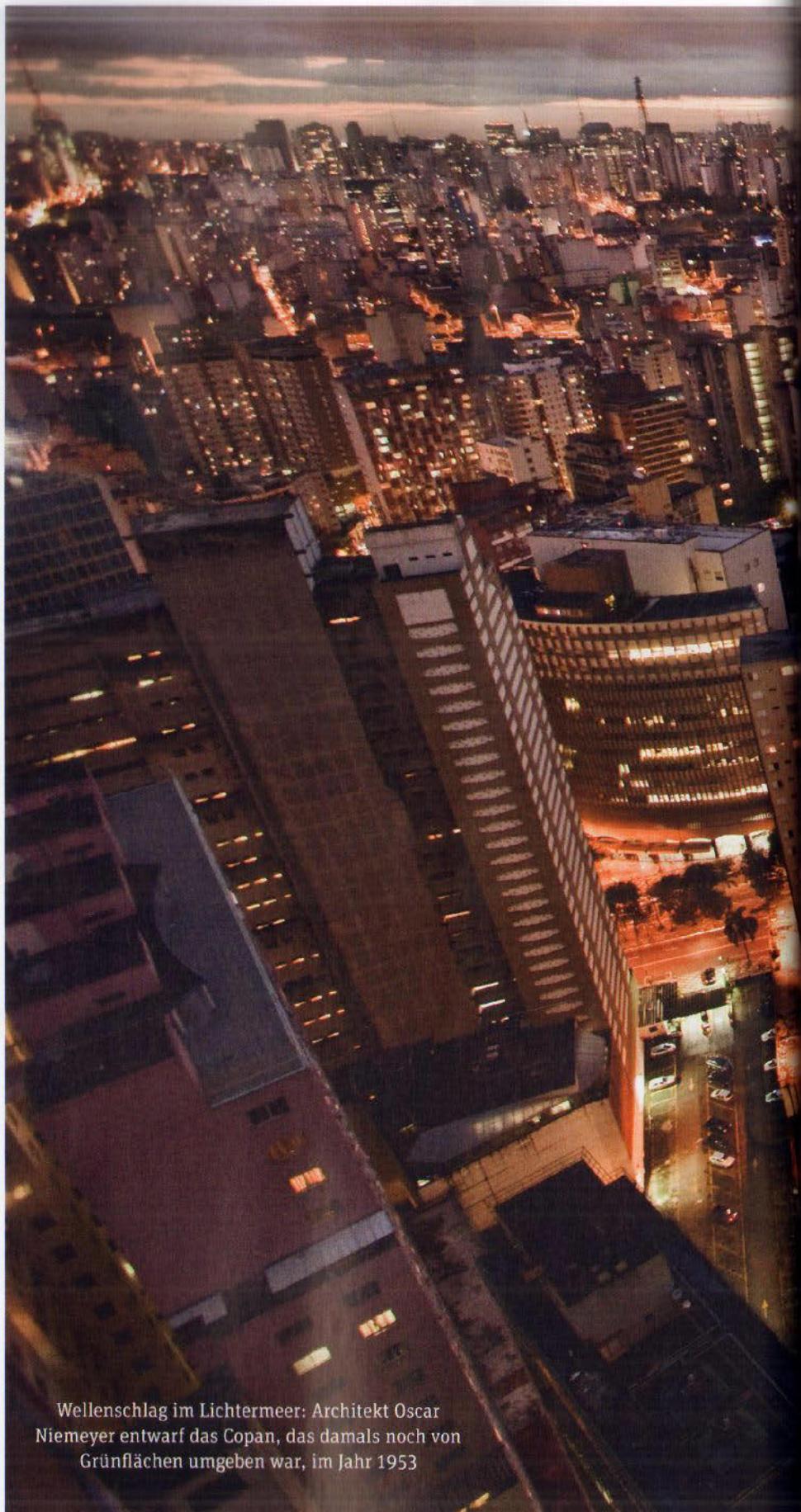
Das Haus ist eine Kleinstadt aus sechs Wohnblöcken, jeder 115 Meter hoch und gekrönt von einer Dachterrasse. Im Block B mit 448 kleinen Studios und 192 Einzimerwohnungen wohnen die meisten Menschen. Wenn es Ärger gibt, weiß da Silva, dann meist hier, und deshalb gilt sein erster Besuch der Portiersloge von Block B.

„Alles ruhig“, versichern die Nachtwächter; keine Fledermaus, die sich in ein Zimmer verirrt hat, kein Hund, der die Nachbarn wach bellt. Die Nacht über haben 25 Leute die Eingänge gehütet, die Garage bewacht, die 85 Geschäfte der Galerie gereinigt und einen Teil der drei Tonnen Müll weggeschafft, die täglich im Gebäude anfallen. In Block D hat eine Frau ihren betrunkenen Mann ausgesperrt, aber der trollte sich, als man ihm mit der Polizei drohte.

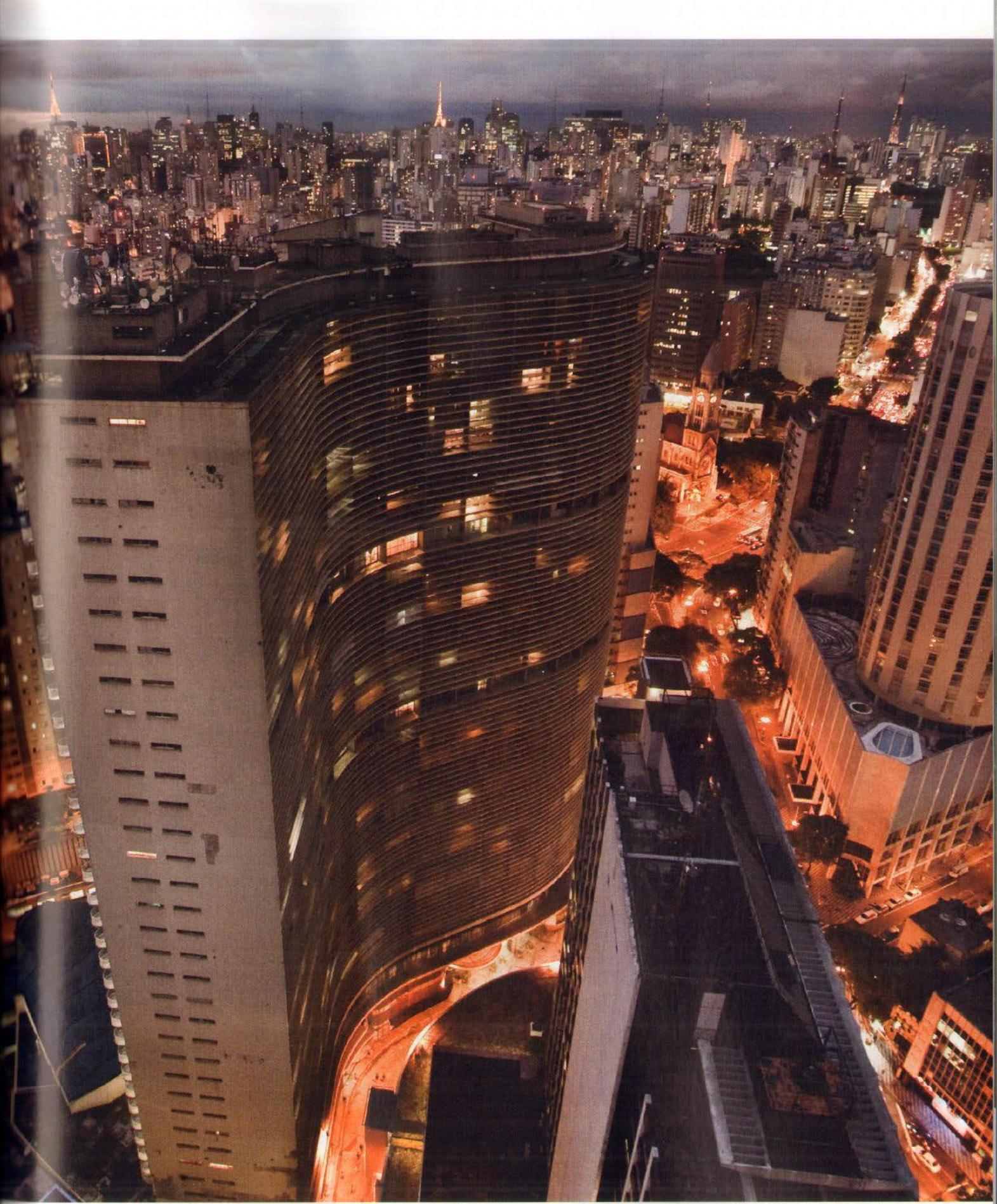
„Und Danielle?“, fragt da Silva.

Ob sie ihr Puzzle beendet hat? Der Wachmann weiß es nicht. Danielle Silva, Block B, 17. Stock, 27 Jahre alt, arbeitet morgens bei einer Bank, nachmittags studiert sie Mathematik, und in der Nacht brütet sie über ihrem Puzzle, 3000 Teile, „Vedute di Roma moderna“, das Originalgemälde hängt im Louvre. Manchmal kann sie nicht aufhören, dann verlässt sie das Gebäude morgens um sieben Uhr mit geröteten Augen.

Da Silvas Traum ist es, auch einmal im Copan zu wohnen. Wie Danielle, die sagt, dass sie sich nirgends so sicher fühlt wie



Wellenschlag im Lichtermeer: Architekt Oscar Niemeyer entwarf das Copan, das damals noch von Grünflächen umgeben war, im Jahr 1953

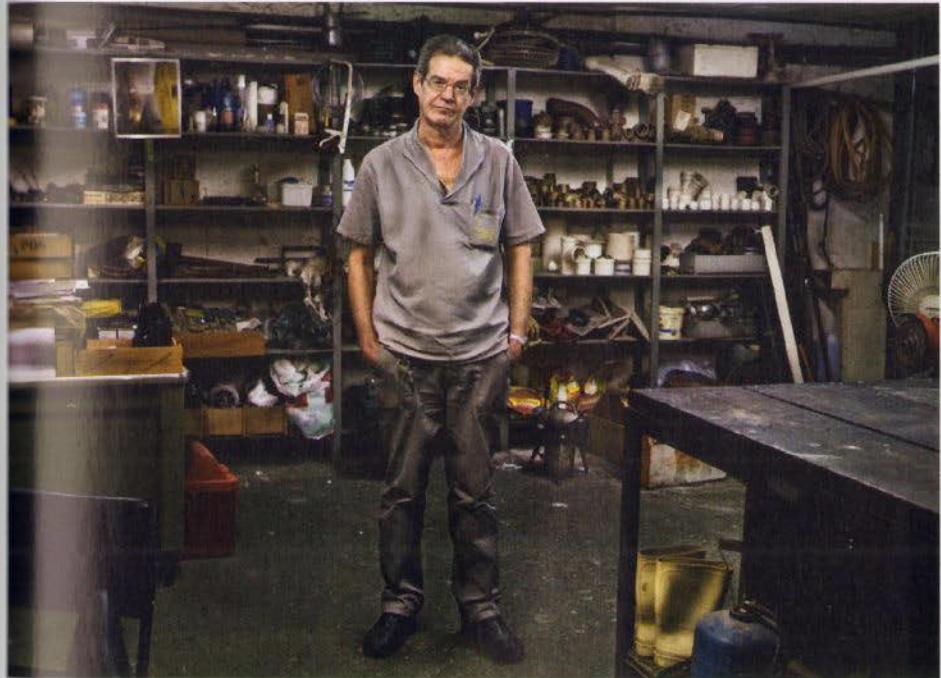




Refugium für verwaistes Grün: Hauswart
SEVERINO DA SILVA FILHO, 32, pflegt auf dem Dach des
ehemaligen Kinos einen Garten – mit Pflanzen,
die einstige Mieter beim Auszug zurückgelassen haben



Eine magische Anziehungskraft übt das Copan neuerdings auch auf Künstler und Kreative aus. GIOVANNI RODRIGUES, 44, lebt in einem Apartment im 21. Stock des Hochhauses. Seinen Lebensunterhalt verdient er als Zauberer in einer Pizzeria



Schon der Vater von WALTER FEDORENKO, ein russischer Immigrant, arbeitete als Handwerker auf der Copan-Baustelle. 1966 wurde das Gebäude fertig. Heute hilft Fedorenko, 57 Jahre alt, als Installateur, das Rohrsystem der Wohnburg in Schuss zu halten

hier. Im heruntergekommenen Herzen der Stadt gilt das Copan wieder als gute Adresse.

Oder wie Ana Cancela Risso. Die 66-jährige Witwe aus Uruguay hat sich ein Studio im 29. Stock von Block B gekauft. Mittwochs gibt die Balletttänzerin Tangostunden zwischen den Säulen eines Zwischengeschosses, in dem einmal ein Theater entstehen sollte, das seitdem unvollendet blieb.

Glücklich ist Ana Risso, richtig glücklich, im Zentrum zu wohnen, wo die Preise günstiger sind als in den noblen Vierteln, und wo sie sich für vier Reais, 1,50 Euro, in der Friseurschule die Haare schneiden lassen kann.

Glücklich ist auch der Architekt Wendel Campanella, 33 Jahre, Block C, zweiter Stock. Müde der protzigen Architektur in den neuen Stadtteilen, ist er ins Zentrum zurückgekehrt, in einen „Topos der Moderne“, wie er sein Zuhause rühmt. Besonders gefällt ihm, dass sich im Copan die sozialen Schichten vermischen, anders als sonst in São Paulo.

Wendel Campanella ist ein Bewunderer Oscar Niemeyers, jenes visionären Architekten, der weltweit mehr als 600 Projekte realisiert hat, darunter die Hauptstadt Brasília, von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. Niemeyer, inzwischen über 100 Jahre alt, sagte einmal: „Der rechte Winkel zieht mich nicht an, auch nicht die gerade, unflexible Linie. Was mich anzieht, ist die freie und sinnliche Kurve, die ich in den Bergen meines Landes finde, im mäandernden Lauf seiner Flüsse, im Leib der geliebten Frau.“

IN DEN 1940ER JAHREN begann die Industrialisierung São Paulos, die Stadt drängte über das Zentrum hinaus und in die Höhe. 1954 wurde Niemeyer mit einem Bau beauftragt, der das Selbstbewusstsein der Stadt repräsentieren sollte. Er entwarf für die Companhia Pan-Americana (daher der Name Copan) eine kühne Welle aus armiertem Beton, setzte eine S-Kurve mitten zwischen die rechten Winkel São Paulos.

Aber als dann 1963 die ersten Bewohner einzogen in den „Stolz der Moderne“, samt einem Kino mit 3200 Plätzen, da war das Wuchern der Metropole nicht mehr zu kontrollieren. Die Parks, von denen der Architekt geträumt hatte, sollten nie entstehen. Seine Welle musste sich behaupten in einem Wald von Türmen und Büroklötzen.

Das chaotische Wachstum der Stadt hat dazu geführt, dass die Straße zwischen Copan und dem Nebengebäude an einer Hausmauer endet. Das ist die zweite Sorge von Severino da Silva Filho an diesem Morgen.

Das unbenutzte Stück Asphalt, als Parkplatz nicht zu gebrauchen, da die Feuerwehr



Mehr noch als die Vorderfront verehren Architekturfans am Copan die strengen Innenhöfe, denen Wendeltreppen ein wenig Schwung verleihen



im Notfall freie Durchfahrt benötigt, ist die unsichere Grenze zwischen dem Dschungel der Großstadt und der strikten, mit hausmeisterlichen Bußgeldern gestützten Ordnung der Wohnburg. Wenn wir nicht aufpassen, sagt da Silva, lagern hier bald die Bettler, schnüffeln die Straßenkinder ihren Klebstoff, pissen die Huren in die Eingänge.

Aber alles ist ruhig an diesem Morgen, aus dessen Dämmerung die Rundungen des Gebäudes hervortreten, wie der Meister es sich einst wünschte: leicht wie Musik.

Mit einem der 20 Lifte fährt da Silva ins Untergeschoss, 221 Stellplätze; alle für Block D, flüstert er, nur importierte Wagen, gepanzerte Mercedes, arrogante Hummer. Block D zählt pro Stockwerk zwei Vierzimmerwohnungen, jede 216 Quadratmeter.

In den Blöcken A, B, C und E wohnen dagegen die Besitzer der müden, in Brasilien gefertigten Autos von Volkswagen und Ford. „Aber wir machen im Copan keinen Unterschied“, sagt da Silva. Er selbst war mit 19 Jahren aus Paraíba gekommen, hatte im Copan seinen ersten Job gefunden. Sieben Jahre putzte er die Aufzüge, fünf Jahre war er Portier, nebenbei lernte er lesen und schreiben; jetzt ist er 32, Chef der Equipe.

UM SIEBEN UHR hat die Frühschicht den Dienst aufgenommen, die meisten Arbeiter stammen wie da Silva vom Land; und weil sie es gewohnt sind, Mittagsschlaf zu halten, haben sie in einem Raum ihre Hängematten aufgehängt. Da Silva verteilt Seife (300 Liter) und Desinfektionsmittel (100 Liter), auch eine scharf riechende Flüssigkeit, welche die Tauben davon abhalten soll, sich auf den Sonnenblenden niederzulassen. Dann saust er mit dem Lift hinauf zur Dachterrasse, kontrolliert den Wassertank: 600 000 Liter täglich braucht das Copan. Er winkt Elaine zu, die hier oben einsam im Auftrag der Verkehrsüberwachung den Fluss der Fahrzeuge in den Schluchten unter ihr verfolgt. Sie beobachtet den Viadukt, der als Ventil für das überforderte Straßennetz die Innenstadt durchschneidet. Um acht Uhr meldet Elaine: Verkehr auf Viadukt zäh.

Die vielen Ausfallstraßen sind ein Souvenir der 1970er Jahre, als sich São Paulo mal wieder neu erfand. Große Firmen flohen an die Peripherie, installierten sich an der Avenida Paulista, später noch weiter südlich, auf der Flucht vor dem Verkehrskollaps.

Das Copan wurde zum Symbol für den Verfall des Zentrums, im Kino erlosch das Licht, die Läden der Galerie blieben leer. Der babylonische Bau bot nun Unterschlupf für Drogenhandel und Prostitution. Sodom und

Gomorra, knurrt da Silva, denn die Transvestiten, die damals im Haus arbeiteten, sagt er, kamen nicht nur auf die Dachterrasse, um den Blick zu genießen.

Jetzt bleibt der Aussichtspunkt samt Helikopter-Landeplatz geschlossen, da Silva öffnet ihn nur für die Architekturstudenten, die aus aller Welt zum Copan pilgern.

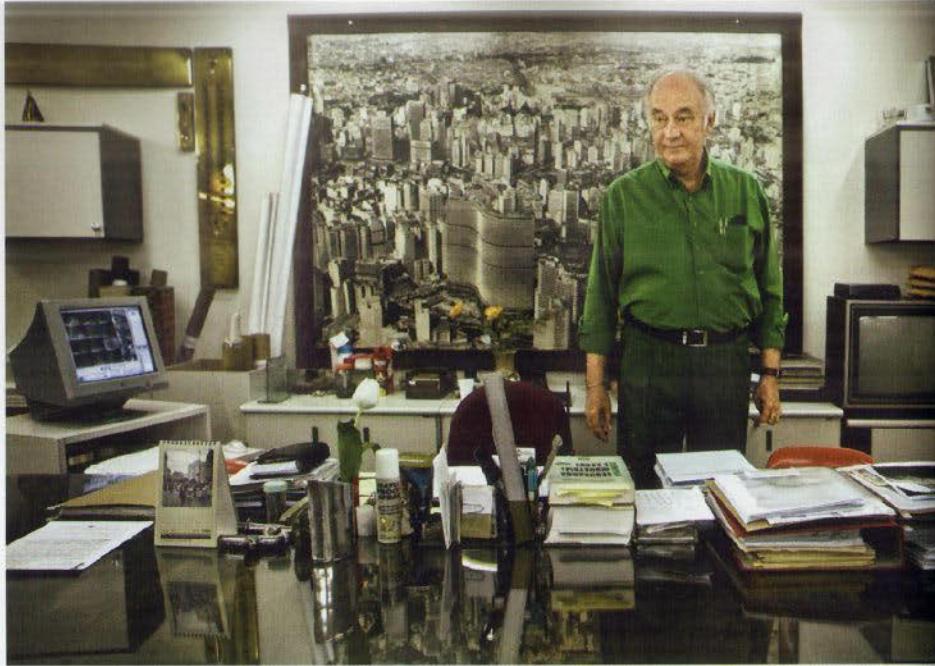
Der Hauswart geht die Feuertreppe hinunter, um in den oberen Stockwerken die Arbeit der Putzkolonne zu inspizieren, dann nimmt er den Lift an der Rückseite des Gebäudes nach unten. Was hat er nicht schon alles gefunden hier, Geld, Flaschen, Fernsehapparate – was sich die Menschen alles entgegenschleudern beim Ehestreit. Und, Gott sei's geplagt, haben sie hier auch schon die Leiche eines Mädchens wegbringen müssen, aus dem achten Stock gestürzt, Liebeskummer. Über eine schmale Treppe klettert da Silva auf das Dach des Kinos, das später als Kirche diente, die dann mangels Geld für die Renovierung geschlossen wurde.

Das ist da Silvas Lieblingsplatz. Hierher hat er all die Zimmerpflanzen gebracht, die gleichgültige Mieter hinterlassen haben. Einen kleinen Garten hat er damit auf dem Dach des Kinos eingerichtet, und hier schaut er täglich in die Höhe. Nicht nur, um Hausfrauen zu ertappen, die verbotenerweise ihre Wäsche aus dem Fenster hängen. Da Silva ist fasziniert von dem Blick auf die Rückseite des Copan, viel mehr als von der Vorderfront, die Oscar Niemeyer mit so vielen Sonnenblenden ausgestattet hat, dass die Wohnungen im Winter kalt und zugig sind. Die Rückseite aber ist eine riesige Fensterfront, unterteilt von schmalen Streben, ein bunter Flickenteppich, und hinter jedem Fenster, denkt da Silva immer, ist ein Leben, eine Geschichte, eine Welt.

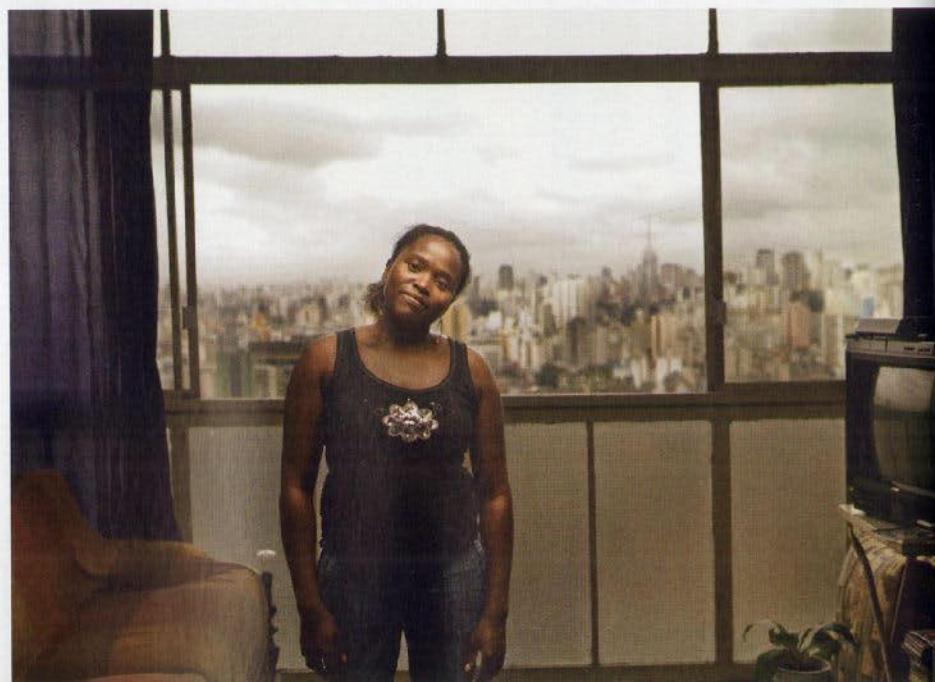
Wie die seines Kollegen Walter Fedorenko, Block F, 24. Stock, 57 Jahre, dessen Vater jahrelang am Bau des Copan mitwirkte. Fast alle Arbeiter waren Immigranten, erinnert sich Fedorenko, der jetzt in der Wohnung wohnt, die sein Vater mit einem Kredit der Baufirma erstand. Der Sohn arbeitet ebenfalls im Gebäude, verantwortlich für die Reparatur verstopter Leitungen: ein Leben im, ein Leben für das Copan.

Oder wie Giovanni Rodrigues, Block A, 21. Stock, 44 Jahre, Künstlername Bright, der als Zauberer arbeitet und einmal 100 Kanarienvögel besaß, die er alle mit Namen kannte. Jetzt hat er nur noch zwei Tauben.

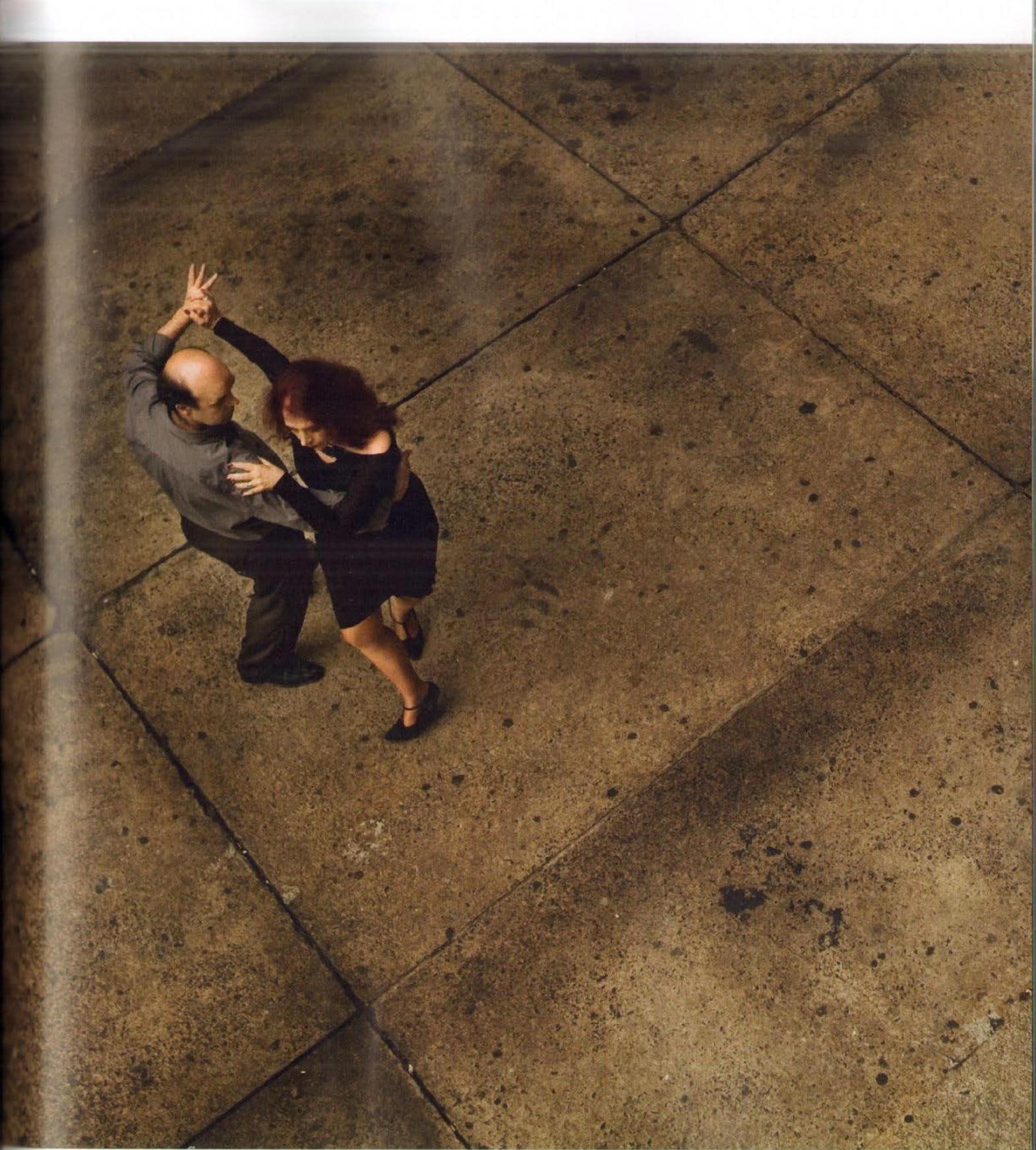
Oder wie Dr. Kurt, der im vornehmen Block D lebt, Etage 25, und von dem alle nur den Vornamen kennen. Wie alle Reichen in São Paulo fürchtet Dr. Kurt Entführungen



AFFONSO CELSO PRAZERES, 66, gilt als Retter des Copan. Es war zum Slum verkommen, als er in den 1990er Jahren die Verwaltung übernahm und mit der »Moralisierung« des Gebäudes begann. Heute werden für Wohnungen bis zu 350 000 Euro bezahlt



Auf dem Weg zur Arbeit nutzt ANA JUSTINA DE PAULA, 33, jeden Tag nur ein einziges Verkehrsmittel: den Aufzug. Sie lebt in einer der winzigen Wohnungen in Block B – und hüttet Kinder, die nebenan im Block der Wohlhabenden wohnen



Die Tänzerin ANA CANCELARISSO, 66, kam aus Uruguay und gibt heute Tangostunden in melancholischem Ambiente: in einem Zwischengeschoß, in dem 1963 ein Theatersaal entstehen sollte. Doch der Investor meldete Konkurs an



ELIANA XAVIER BON, 57, betreibt den Salon im Copan. Außerdem finden sich im Gebäude unter anderem ein China-Imbiss und ein Pizza-Service, Uhrmacher, mehrere Videotheken – das Hochhaus im Herzen São Paulos ist ein vertikales Dorf

und ist sehr diskret. Er kommt aus dem Rheinhessischen, Rechtsanwalt, 77 Jahre alt. Würde er nach Deutschland zurückkehren, sagt er, müsste er auf viel verzichten, und weist auf seine geräumige Stube, Fensterbreite 9,40 Meter, lichte Höhe 2,40 Meter. Vielleicht, überlegt Dr. Kurt, ist São Paulo tatsächlich ein Moloch, aber mitten drin lebt es sich im Copan wie in einer gut gemanagten Kleinstadt.

DA SILVA LÖST DEN BLICK von der Front der 1000 Fenster. Es ist neun Uhr, der Hauswart muss seine Träume und Pflanzen verlassen, um beim Chef Bericht zu erstatten.

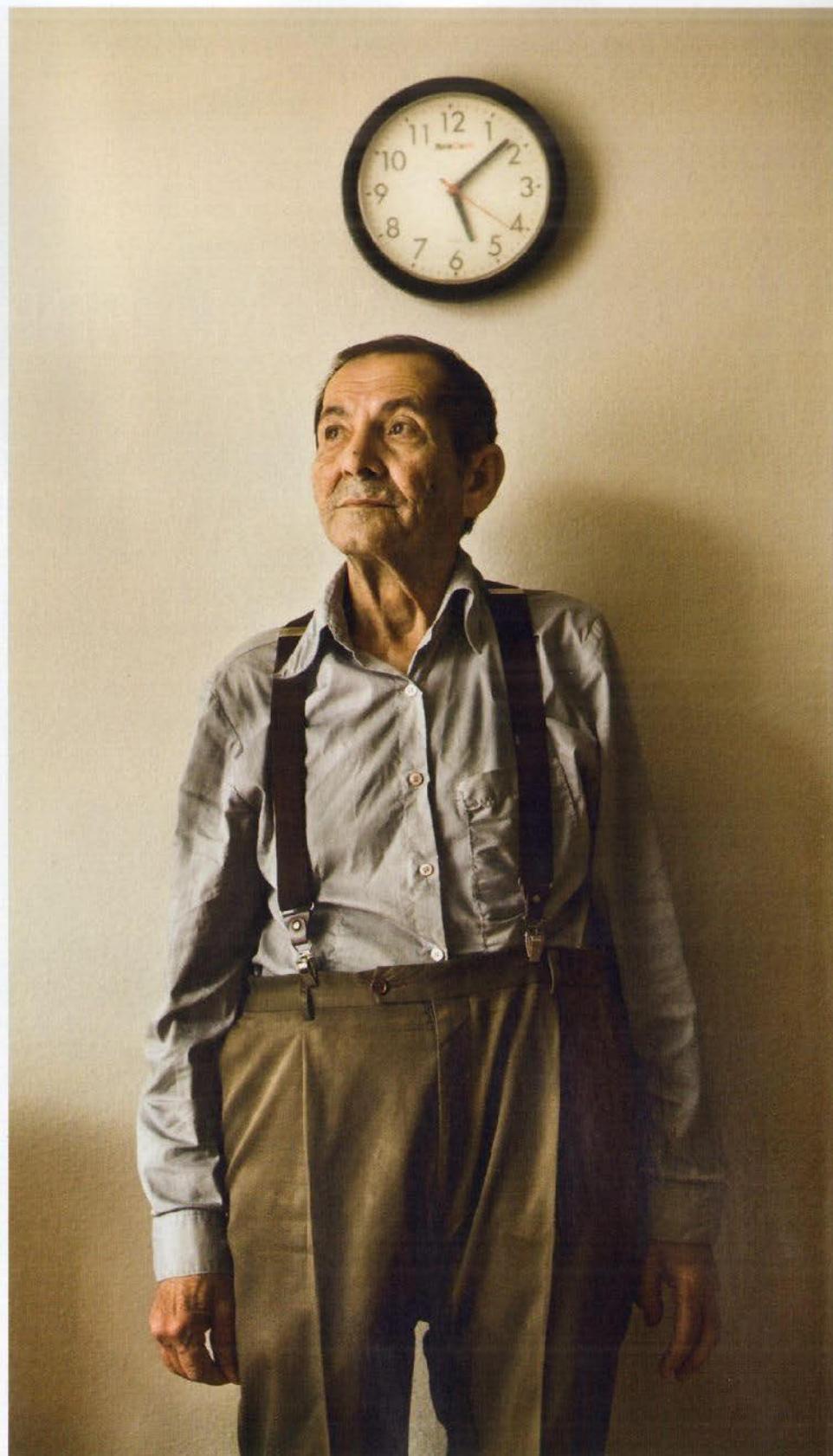
Dom Affonso Celso Prazeres gehörte zu den ersten Wohnungskäufern im Copan, 1963 zog er ein, und als Anfang der 1990er Jahre die Präfektur drohte, das verwahrloste Gebäude zu schließen, entschied er sich, etwas zu unternehmen. Celso Prazeres, der schon Politiker und Prediger gewesen war, ließ sich von den Bewohnern zum Verwalter wählen – zum Bürgermeister von Copan. In diesem Reich, das sich zum Schlupfwinkel des Verbrechens gewandelt hatte, begann er nun einen Kreuzzug der „Moralisierung“.

Er ließ die Pässe der Freier am Hauseingang einziehen, er schickte den Dealern die Polizei auf den Hals. Freunde aus der Armee spionierten für ihn die Drogenszene aus, die Beweise übergab er den Behörden. Zur gleichen Zeit begann die Stadtverwaltung São Paulos, die heruntergekommene Innenstadt wieder lebenswert zu machen. So verzehnfachte sich der Wert von Dom Affonsos Wohnung; und im ganzen Komplex sind nur noch vier Wohnungen frei.

Celso Prazeres sitzt an seinem Pult im Verwaltungstrakt, Block F, zweiter Stock, ein ernster Mann, vor sich die Bildschirme der Überwachungskameras. Außerhalb seiner Zentrale lässt er sich kaum sehen. Denn von den Leuten, die wegen Drogenhandels im Copan ins Gefängnis kamen, sind einige wieder auf freiem Fuß. „Alles ruhig“, meldet da Silva, dann macht er sich wieder auf seine Kontrollgänge. Um vier Uhr nachmittags ist seine Schicht beendet, um 19 Uhr fängt wieder der Unterricht an.

Severino da Silva Filho, als Analphabet in die Stadt gekommen, holt abends jetzt die Sekundarschule nach. Immer mit seinem Ziel vor Augen: Irgendwann selbst im Copan zu wohnen, dem Haus seiner Träume. □

Für GEO-Autor RUEDI LEUTHOLD ist das Copan ein treffendes Abbild des Lebens in der brasilianischen Megastadt São Paulo: „Obwohl dort so viele Menschen sehr dicht beisammenwohnen, wirkt die Einsamkeit der einzelnen Bewohner oft überwältigend.“



JORGE RIBEIRO SALLES studierte Musik und spielte als Harfenist überall auf der Welt. Seit 20 Jahren lebt er im Copan. Sein genaues Alter kennt er nicht: »Um die 82«, schätzt Salles, der vom Land kommt, wo die Geburtsdaten nicht exakt registriert wurden

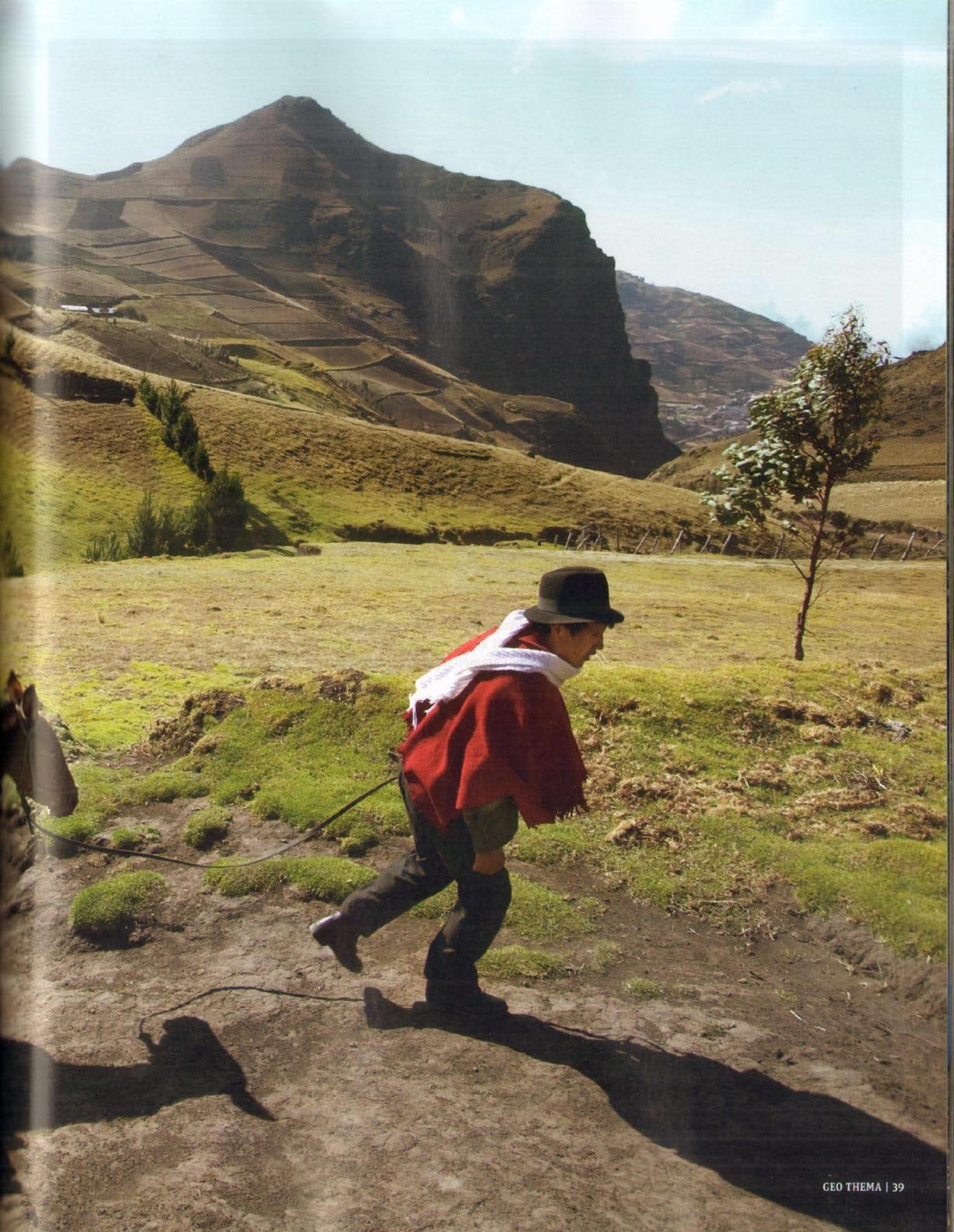
VOM LEBEN AUF DER HÖHE DES WINDES

Wo gleißendes Sonnenlicht die Erde verbrennt und nachts der Frost in die Hütten kriecht, wohnt die Bauernfamilie Ayme – in den Anden Ecuadors.

Wie lebt es sich auf fast 4000 Meter Höhe?

von Lars Abromeit (Text) und Peter Menzel (Fotos)







Die Schafherde ist die einzige Notreserve für die Familie Ayme und wird von den Kindern mit viel Hingabe gehütet. In der Regenzeit nehmen sie die Lämmer sogar mit in die Hütte

Oben, auf fast 4000 Meter Höhe, treten die schweigenden Männer von Tingo im Staub. Sie machen kleine Schritte, ringen um Atem, wanken in den Windböen, die von den Gipfeln der Berge herabstürzen. Der Wind brennt kalt auf der Haut, bringt die Augen zum Tränen. Er presst dünne Luft bei jedem Schritt in die Lungen. Wenn er verebbt, dann nur für Sekunden. Im nächsten Moment aber lebt er umso heftiger wieder auf; als Wolle er zeigen, wer hier oben die Macht hat.

Die Männer haben ihre Hüte ins Gesicht gezogen, die Hände unter den Ponchos vergraben. Sie stehen zu dritt, dicht zusammengedrängt, bis zu den Hüften in einer Holzkiste und stampfen Lehm. Sie keuchen. Manchmal werfen sie sich Scherze zu, die der Wind davonträgt.

Sie bauen ein Haus.

Sie bauen es für den kleinsten der drei, einen schmächtigen Mann Mitte 30: Orlan-

do Ayme. Hin und wieder bedeutet er den anderen, innezuhalten, damit die Helfer frischen, mit Stroh vermischt Lehm in die Holzform schippen können. Wenn die Masse festgestampft ist, befreien die Männer den Mauerteil aus der Verschalung und beginnen den nächsten Abschnitt der Wand. In drei Tagen müssten sie fertig sein.

Orlando Ayme hätte sich so sehr ein Fenster gewünscht! Damit es hell werden kann in der Hütte, auch ohne Strom. Für eine Scheibe aber fehlt ihm das Geld. In den Mauern werden wieder nur Spalten bleiben, durch die in der Trockenzeit Kälte in die Hütte dringt und in der Regenzeit Wasser.

Orlando Ayme reicht den anderen eine Plastikflasche mit Schnaps und setzt sich zu ihnen. „Was soll ich mich beschweren?“, sagt er. Alle Höfe in den Dörfern am Vulkan Chimborazo sind aus Lehm gebaut. Bauern wie Orlando Ayme, Ureinwohner der ecuadorianischen Anden, bauen so. Das ist der Preis ihres Lebens in lebensfeindlicher

Höhe. Keines der 50 Häuser in Tingo hält länger als fünf Jahre. „Wir sind im Páramo“, sagt Orlando Ayme, als erkläre dies allein, weshalb Spanier und Mestizen hier immer gescheitert sind. Und weshalb nur die indígenas, Menschen wie Orlando Ayme, gelernt haben, mit der Härte hier zu leben.

EL PÁRAMO, Steppe der Anden. Weites Grasland, das karg und steil in 3000 Meter Höhe beginnt und weitere 1500 Meter höher in Felsklüfte und ewiges Eis übergeht. In der einen Hälfte des Jahres, wenn Nebelbänke tief in den Tälern hängen, ertrinkt der Boden im Regenwasser. In der anderen verwandeln Höhensonnen und Fallwinde die Hänge in graubraune Wüsten. In windstillen Mulden wachsen krüppelige Kiefern; auf den Feldern nur Kartoffeln und Bohnen, Zwiebeln, Gerste und Mais. Und Ocas, das zapfenförmige Knollengemüse der Anden.

Jetzt, zur Trockenzeit, sind die Bäche zu Rinnsalen geschmolzen, die Stiele der Espe-



Frisch und grün leuchtet das Páramo-Hochland ab November, nach den ersten Regenfällen. Dann bestellen die Bauern eilig ihre kargen Felder an den steilen Bergflanken

letien-Stauden schwarz wie verglühte Fackeln. Auf den Feldern kein grüner Halm. Seit Wochen hat es nicht geregnet; bald werden wieder Steppenbrände ausbrechen und Ackerland fressen.

„Wir haben schon fast keine Kartoffeln und Ocas mehr“, klagt Orlando Ayme.

Erst in fünf Monaten werden er und seine Frau Ermelinda wieder ernten können. Wie sollen sie mit ihren Vorräten auskommen? „Jahr für Jahr wird es schwieriger.“ Seit der Einführung des US-Dollars in Ecuador im Jahr 2000 sind die Preise auf dem Markt gestiegen, und die Familie Ayme ist gewachsen. Vor zwei Monaten hat Ermelinda ihr neuntes Kind geboren, David. „Ein Engel“, sagt Orlando. Leider ein hungriger. Sie könnten noch eines ihrer 40 Schafe verkaufen. Die Herde ist ihre Versicherung gegen das Schlimmste. Was aber, wenn Sturm oder Krankheit plötzlich Tiere dahinraffen?

Vielleicht hätten sie mit dem Bau des Hauses noch warten sollen. Aber die Enge

war nicht mehr zu ertragen. Schlafen sie doch jetzt schon zu elft – verteilt auf vier grob gezimmerte Betten – in einem Raum von zwölf Quadratmetern. Am Boden der Hund und zahllose Flöhe. An den Wänden Zeitungspapier, damit nicht zu viel Staub auf die Bettdecken rieselt.

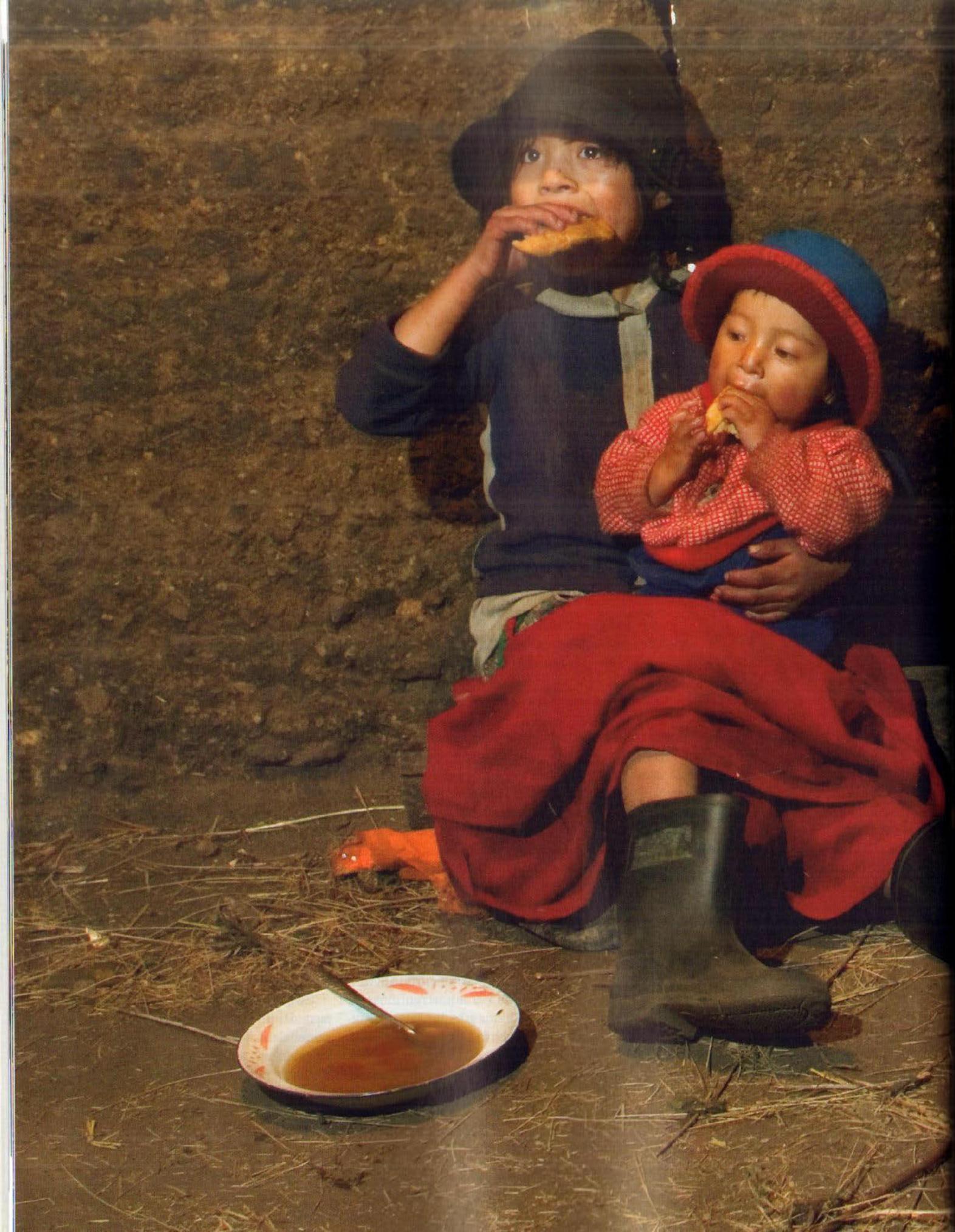
Jahrelang hat Orlando Ayme für das Haus gespart und am Ende doch einen Kompromiss geschlossen: Weil das Dach teurer wird als erwartet, kann der 13-jährige Moises, der älteste Sohn, nicht von der Dorfschule auf das Gymnasium in der Stadt Simiatug wechseln, eine Stunde Fußmarsch entfernt. Moises wird einen Sommer aussetzen müssen, es sei denn, der Rektor gibt der Familie Kredit für das Schulgeld: 120 Dollar.

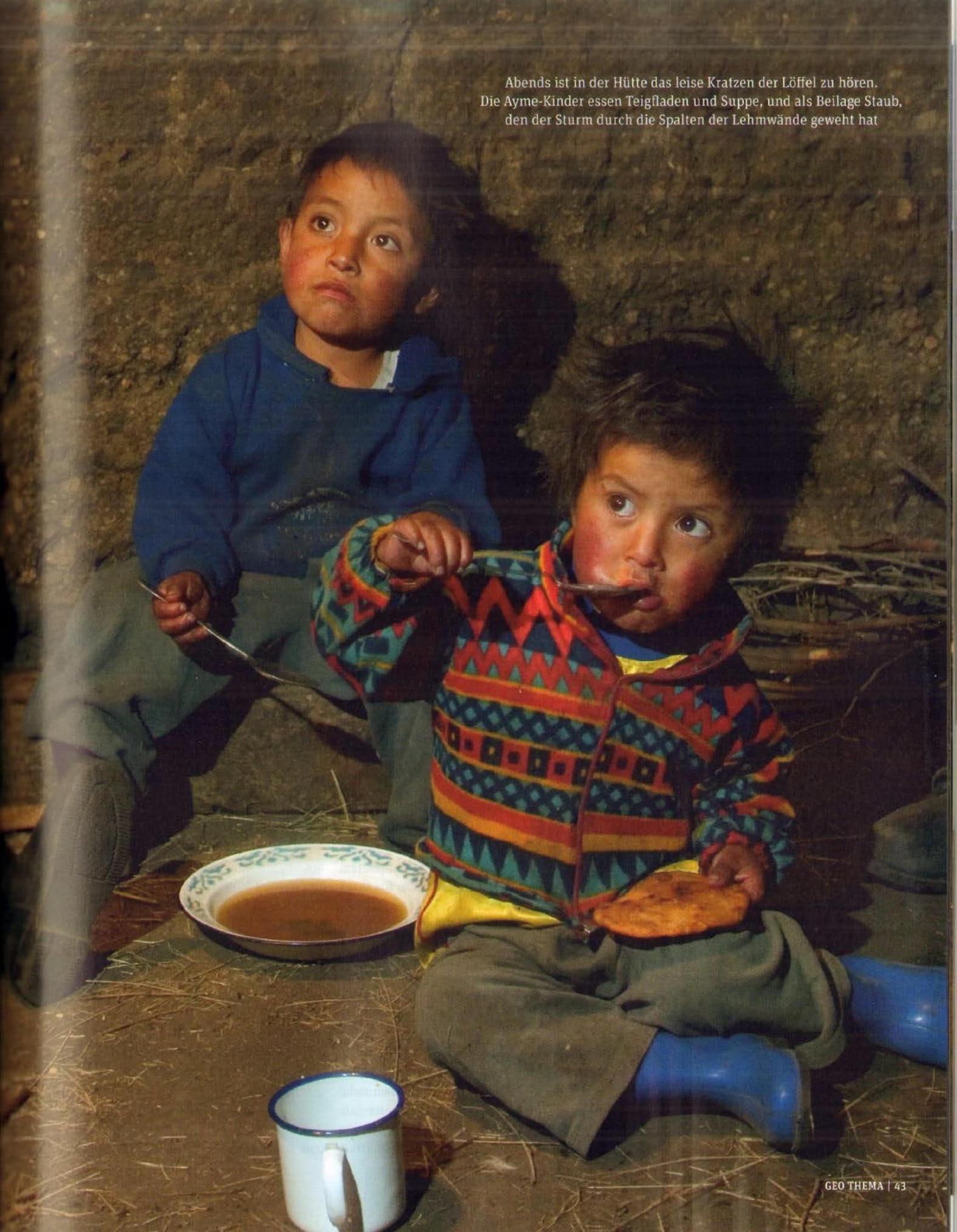
Hunger leiden, Enge ertragen – oder die Zukunft der Kinder aufs Spiel setzen? Orlando hasst diese Entscheidungen, die seine Armut erzwingt. Manchmal, wenn der Wind nachts zum Sturm anschwillt und das Baby mit seinem Geschrei der Familie

den Schlaf raubt, überlegt er, ob er weggehen sollte von hier. Sie könnten zu Verwandten ziehen, die zwei Tagesmärsche entfernt in einem Tal wohnen. Sie haben Bananen dort, guten Mais, sogar eine Kuh. Es wäre so einfach – und ist doch unmöglich.

„Man muss sich an etwas festhalten können“, sagt Orlando, während er von der Baustelle aufbricht. Das Tal liegt im Schatten, nur die Bergspitzen glühen im Licht. Einen Ballen Heu auf dem Rücken, tastet Orlando sich den steilen Hang hinunter zu seinem alten Hof, der ein paar Hundert Meter bergabwärts liegt.

Zwei Lehmhäuser im Schatten von Kiefern, dahinter die Schafkoppel. Seit Generationen lebt die Familie Ayme auf diesem Stück Land. „Schon immer“, sagt Orlando. Vielleicht gab es den Hof bereits, als im 16. Jahrhundert die spanischen Konquistadoren ins Páramo kamen, um die Salz- und Silberminen zu plündern. Die Minen erschöpften sich, und das Land ging an verdiente



A photograph showing two young children, likely Aymara, in a rustic, dimly lit setting, possibly a mud-brick hut. The child in the foreground is wearing a colorful, patterned sweater with red, blue, and yellow geometric designs. They are holding a spoonful of food to their mouth. In front of them on a rough wooden table is a white bowl with a blue floral pattern containing a dark liquid, presumably soup. To the left, another child in a blue shirt is visible, also holding a spoon. The background is dark and textured, suggesting a simple, traditional dwelling.

Abends ist in der Hütte das leise Kratzen der Löffel zu hören.
Die Ayme-Kinder essen Teigfladen und Suppe, und als Beilage Staub,
den der Sturm durch die Spalten der Lehmwände geweht hat



In der Trockenzeit verwandelt sich die Gegend um den Weiler Tingo in eine graubraune Steppenlandschaft. Für die Ureinwohner im Hochland wird die Existenz in dieser Zeit prekär

Söldner der kolonialen Vizekönigreiche Peru und Neugranada über.

Die neuen Besitzer der Haciendas führten das Werk der Eroberer fort. Sie zwangen die Ureinwohner zu Frondiensten, verboten ihnen im Namen des Christentums, Quechua zu sprechen, die Sprache der Inka. Zerschlügen die Gemeinschaftsräte, verfluchten die Vorstellung einer beseelten Natur, das Erbe der Ahnen.

Orlando und Ermelinda kennen das meiste davon nicht mehr; die Generation ihrer Großeltern war die letzte in Tingo, die Quechua sprach. Woran also festhalten? Orlando sagt: „Das Einzige, was uns noch als Indígenas auszeichnet, ist der Stolz, es hier im Páramo aushalten zu können.“

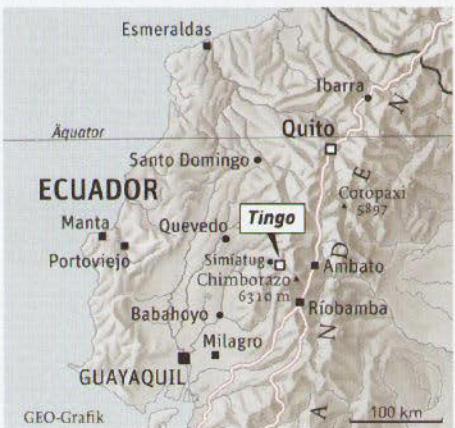
Als er geboren wurde, waren seine Eltern und er faktisch Leibeigene der Hacienda-Besitzer. Eine Landreform sprach den Indígenas 1973 einen Anspruch auf eigene Felder zu; aber die hacenderos traten ihnen nur die schlechtesten Hänge im Páramo ab. „Sie

haben uns wie Vieh behandelt“, sagt Orlando. „Manchmal glaubten wir selber, nicht besser als Tiere zu sein.“

Den besten Teil der Ernte musste sein Vater ohnehin dem Hacienda-Besitzer, seinen patrón, abtreten. Die Nachbarn jenseits des Baches, die sich weigerten, fanden ihren Hof eines Abends in Flammen. Die meisten, auch Orlandos Vater, fügten sich. Bis zum Ende der 1980er Jahre.

DIE WENDE KAM an einem nebligen Morgen. Es war Regenzeit. Von den Bergketten rund um die Stadt Simiatug marschierten die Indios zu Hunderten hinab. Gekleidet in tiefrote Ponchos, bewaffnet mit Hacken, begleitet vom dumpfen Klang ihrer Stierhörner. Sie bliesen zum Aufstand.

„Wir hatten Angst, aber die Not war noch größer“, sagt Orlando. Die Hacienda-Bewohner flüchteten; zwei Jahre später gab es in Simiatug fast keine Weißen oder Mestizen mehr, und die nach einem Inka-



Hoch in den Anden gelegen, war der Páramo für die spanischen Konquistadoren zu unwirtlich – sie setzten sich lieber im tropischen Guayaquil fest



Vorsichtig pustet Ermelinda Ayme die Spelzen aus dem Getreide.
Kein Korn soll dabei verloren gehen – die Vorräte reichen ohnehin
nur knapp, um die elfköpfige Familie zu ernähren

Helden benannte Indio-Partei „Pachakutik“ übernahm den Gemeinderat.

Seit diesem Tag hat Orlando in der Stadt nie wieder demütig den Kopf gesenkt und seinen breitkrempigen Hut nur noch daheim abgelegt. Er hat, mit 28 Jahren, Lesen und Schreiben gelernt. Er wurde für acht Jahre zum Bürgermeister von Tingo gewählt. Orlando hat auch erlebt, wie Entwicklungshelfer nach Simiatug kamen. Mit der Zeit bekam jede Gemeinde ein Volleyballfeld, eine Dorfschule, Stromkabel und einen Anschluss ans Straßennetz. Demnächst soll sogar eine Wasserleitung Tingo erreichen.

Orlando hat begonnen, Pläne zu schmieden. Er möchte in Tingo eine Gemeinschaftsbäckerei aufbauen, einen Garten mit Heilkräutern anlegen. Er will, dass seine Kinder einen Beruf ergreifen, in dem ihnen Wind und Regen nichts anhaben können. Und dass sie Quechua lernen.

Als Orlando in der Dämmerung den Hof erreicht, nähert sich in der kleineren der

zwei Hütten, die zum Schlafen und zum Lagern von Vorräten dient, ein Fußballspiel dem Finale. Auf zwei Quadratmetern nacktem Erdboden, zwischen Bettpfosten und den Stützen der alten Nähmaschine, kämpfen drei der Kinder – Nathalie, Alvarito und Orlando junior – um den „Ball“: einen Kiefernzapfen. Der Strom stockt, die Glühbirne im Dach erlischt. Alvarito nutzt die Verwirrung und schießt im Dunkeln ein Tor.

Verhaltener Jubel, muffige Luft. Auf dem Dachbalken die Kleider aller neun Kinder, aufgereiht auf einer Länge von knapp einem Meter. In der Ecke ein kleines Fernsehgerät. Nur: In Tingo ist kein Sender zu empfangen. Also hat Orlando seinen Jahreslohn als Gemeinderatsmitglied geopfert, 150 Dollar, um einen DVD-Player dazuzukaufen.

Ein silberner Kasten im Staub. Wie kommt jemand, der Hunger fürchten muss, auf eine solche Idee? „Ich hatte noch nie so viel Geld auf einmal“, sagt Orlando. Außer Kartoffeln und Ocas gab es nie etwas, das er

hätte sparen können. Da konnte er seinem Wunsch, die Monotonie des Páramo mit bunten Bildern zu füllen, nicht widerstehen.

„Wir sehen nur Tier- und Musikfilme.“ Orlando legt eine seiner drei DVDs ein, um David, der vom Torjubel der Geschwister erwacht ist, zu beruhigen. Auf dem Bildschirm singen Gitarrenspieler in bunten Ponchos vom Erbe der Inka. Die Ayme-Kinder klatschen den Rhythmus mit und beginnen zu tanzen, begleitet vom Kläffen des Hundes.

VERSUCH ES IM TAL hinter der Höhle, Moises!“, murmelt Ermelinda am nächsten Morgen ihrem ältesten Sohn zu. Sie schiebt das Holz durch die Glut, das Feuer bescheinigt ihr rundes Gesicht. Es ist fünf Uhr in der Früh, der Wind schleudert Sandkörner wie Schrot an die Tür. In der Küche drängt sich die Familie um das Feuer der Kochstelle. Röhrt müde in heißem Wasser mit Gerstenmehl, ihrem Frühstückstrunk, den sie *café* nennen, und bringt nur die nötigsten Wor-



Alle zwei bis drei Wochen treiben Orlando und Ermelinda Ayme ein Schaf in die fünf Kilometer entfernte Stadt Simiatug. Vom Schlachter bekommen sie rund 30 US-Dollar für das Tier





Vom Erlös ihres Schafes kaufen Orlando und Ermelinda Ayme
Mehl und Reis, dann weniger Wichtiges wie Limonen und schließlich
Kleidung für die Kinder. Am Ende des Tages bleibt nie Geld übrig

te über die Lippen. Rauchschwaden vernebeln den Raum; aber die Tür muss geschlossen bleiben; es wird sonst zu kalt. Die Wände sind mit den Jahren schwarz angelaufen. Das Stroh vom Hüttdach ragt – getränkt von Ruß und Feuchtigkeit – wie Tropfstein herab.

Moises stochert in den Kartoffeln auf seinem Teller. Er wird die Schafe weit führen müssen, um gute Weiden zu finden. Viele der Tiere sehen wie Zwergpudel aus, so mager sind sie. In der Trockenzeit verkauft Orlando regelmäßig eines der Schafe auf dem Markt in Simiatug. Er bekommt 30 Dollar dafür, was für drei Wochen reicht. Aber die Zeit, in der die Familie auf diese Reserve vertrauen muss, ist lang, die Rechnung knapp.

Umso aufopferungsvoller kümmern sich die Kinder um die Herde. Wenn ein Lamm vom Weg abkommt, klettern sie ihm bis auf den höchsten Fels nach. Wenn eines sich das Bein bricht, schienen sie den Knochen. In der Regenzeit, wenn es kalt und nass ist,

nimmt die Familie manchmal ihre Schafherde nachts mit in die Hütte.

Um die Tiere zu schützen, hat Orlando dort, im Schlafzimmer, einen Altar an der Wand angebracht. Einen Puppenschränk, umrankt von Glühbirnen in Rot, Blau und Gelb und gefüllt mit dem Halsstrick eines Schafes und einem Foto vom Berg Guyalingue. „Es gibt eine Höhle dort“, sagt Orlando, „in der die Jungfrau erscheint, unsere Schutzheilige.“ Eine weiße Silhouette in grauem Gestein, die mit Kerzen und alten CD-Scheiben, Getreidekörnern und Münzen beschenkt wird. Sie nennen sie Mutter Jesu. Oder Pachamama, die schon von den Inka verehrte „Mutter der Erde“. „Beides ist eins“, sagt Ermelinda.

Sie füllt den Topf mit neuen Kartoffeln, zählt genau ab. Das Essen muss für alle reichen: für die Kinder, für die Jungfrau, die das neue Haus segnen soll, und für die Nachbarn, die oben am Hang in der minga mithelfen. Die Minga ist das Überlebens-

prinzip in den Anden: Es besagt, dass jeder jedem zur Seite steht. Orlandos Haus wäre ohne die Minga nur eine vage Idee. Stets kommen seine Verwandten und Nachbarn, um Mauern aus Lehm zu stampfen und Eukalyptusstämme für das Dach aus dem Tal hinaufzutragen.

Selbst gebrannter Schnaps, dazu mittags und abends eine Mahlzeit für jeden: Das genügt, um in Tingo ein Haus zu bauen oder eine Schule, um eine Quelle neu zu fassen oder Kiefern zu pflanzen, damit die Krume am Berg gehalten wird. Weil man sich auf die Minga verlassen kann.

Ohne sie wäre das Leben hier oben im Páramo längst erlahmt. So wie es in Simiatug, der Stadt im Tal, geschehen ist. Hier haben früher die Hacenderos gelebt, und seit sie geflohen sind, ist es in der Stadt – außer im Gymnasium und in der Krankenstation – meist totenstill.

Nur einmal die Woche, am Mittwoch, erwacht Simiatug. Am Morgen füllen sich die



Nachmittags um fünf, wenn der Markt beendet ist, leert sich Simiatug. Moises, der älteste Sohn, holt das Maultier, das Orlando sich geliehen hat, um die Einkäufe zum Hof zu tragen

Straßen, durch die sonst nur der Wind geht, und die Häuser, die an allen anderen Tagen hinter Fensterläden verborgen sind. Zu Hunderten kommen die Indígenas aus den Tälern der Umgebung zum Markt: ein Heer aus roten Ponchos und schwarzen Hüten, aus Männern und Frauen mit Bündeln auf dem Rücken und Lasttieren im Schlepptau.

Es ist der einzige Tag in der Woche, an dem Orlando seine Gummistiefel gegen Lederschuhe tauscht. Ermelinda und Livia, die älteste Tochter, legen Schmuck an und binden die Haare zu Zöpfen. In der Stadt treiben sie mit dem Strom der Campesinos an Ständen vorbei, an denen Kokosnüsse, Eiscreme und Ananas verkauft werden. Meterhoch gestapelte Gummistiefel, Macheten, blutige Lamaköpfe. Daneben zerschneidet eine greise Frau Autoreifen zu Schafstriicken. Ein Betrunkener wälzt sich im Dreck.

Orlando bringt das Maultier, das er sich von seinem Schwiegervater geliehen hat, zu einer bewachten Wiese am Rande der Stadt.

Dort grasen einige Hundert Lasttiere. Ermelinda kauft ein. Sie feilscht, handelt ein Paar Gummistiefel für Alvarito von zehn auf zwei Dollar herunter und zetert so lange, bis der Getreideverkäufer ihr einen Nachschlag in den Leinensack füllt.

Am Ende reicht das Geld sogar, um den Kindern T-Shirts zu kaufen. Zufrieden sind Orlando und Ermelinda jedoch nicht. Vergeblich haben sie den Rektor der Schule gesucht, um mit ihm über ein Stipendium für Moises zu sprechen.

„Die Ungewissheit macht uns Angst“, sagt Orlando. „Was ist, wenn im nächsten Jahr die Ernten noch schlechter sind? Wie sollen wir dann noch für das Wichtigste aufkommen, für die Ausbildung unserer Kinder?“ Er träumt davon, dass alle neun aufs Gymnasium gehen. Livia hat es geschafft; sie pendelt von Tingo nach Simiatug. In einem Jahr wird Livia Abitur machen. Ihre Noten sind glänzend; in der Schule hat man sie für ein Stipendium an der Univer-

sität von Havanna auf Kuba vorgeschlagen. Sie will Medizin studieren.

Was für ein Bruch wird sich durch die Familie ziehen, wenn jedes der Ayme-Kinder sich so entwickelt? Was wird dann aus dem Hof, aus Tingo? Und was wird aus dem Stolz, über den Wolken zu leben?

Es ist Abend. Die Händler haben ihre Stände schon abgebaut, nur ein paar Hunde streunen noch durch die Straßen und beschnüffeln die Schnapsleichen am Boden. Orlando und Ermelinda beladen das Maultier und machen sich auf den Weg zurück nach Tingo. Zum ersten Mal in dieser Woche wirkt es, als seien sie in Eile. Als flüchteten sie vor der sonderbaren, dem Páramo fremden Stille, die sich über die Stadt gelegt hat: Der Wind ist erschlafft. □

GEO-Redakteur LARS ABROMEIT staunte über die Selbstverständlichkeit, mit der Familie Ayme ihn in ihrer Hütte aufnahm. Am Ende durfte er die Fingernägel des jüngsten Sohnes schneiden, weil damit – so der Vater – die positiven Charakterzüge des Gastes auf das Kind übergehen.

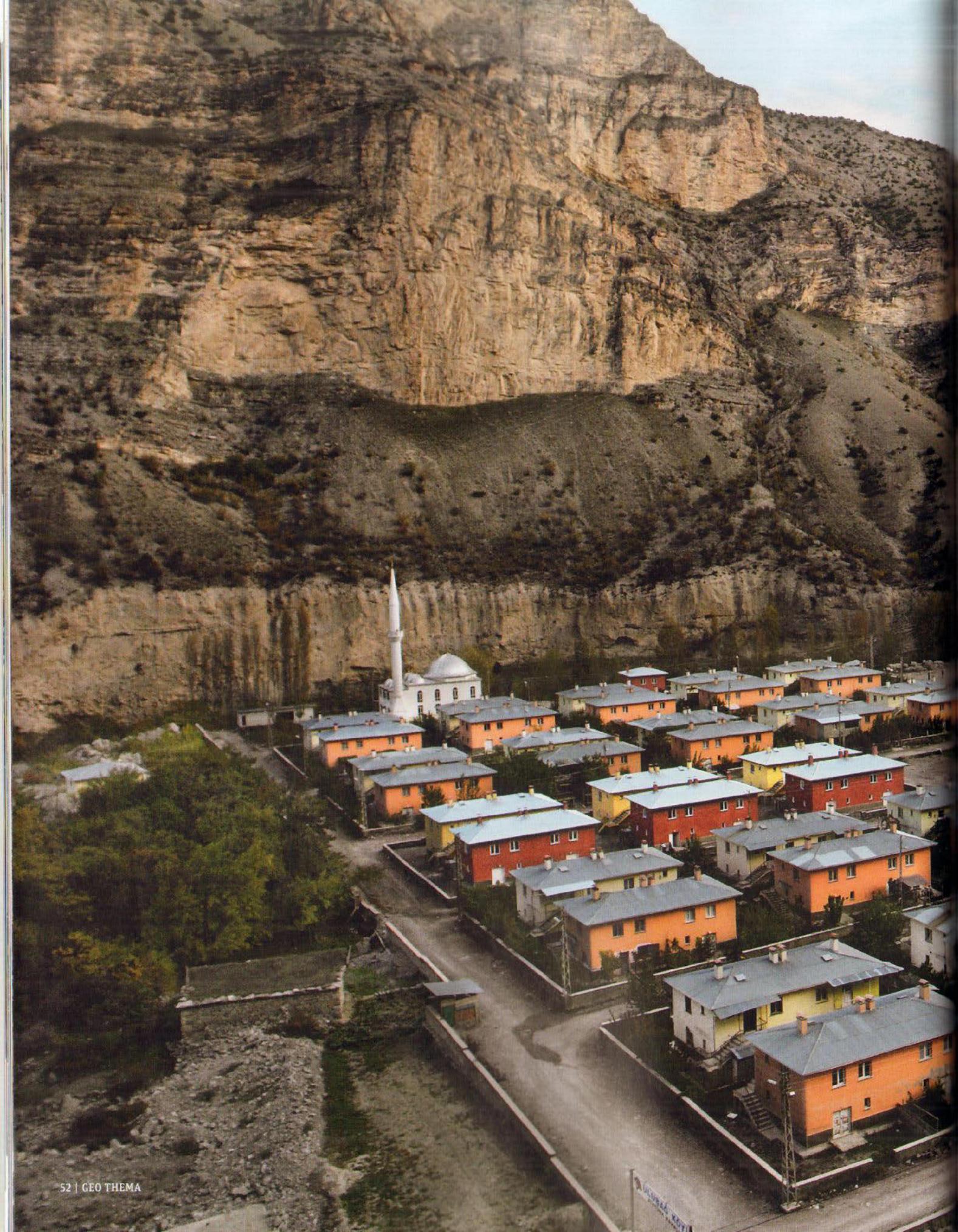


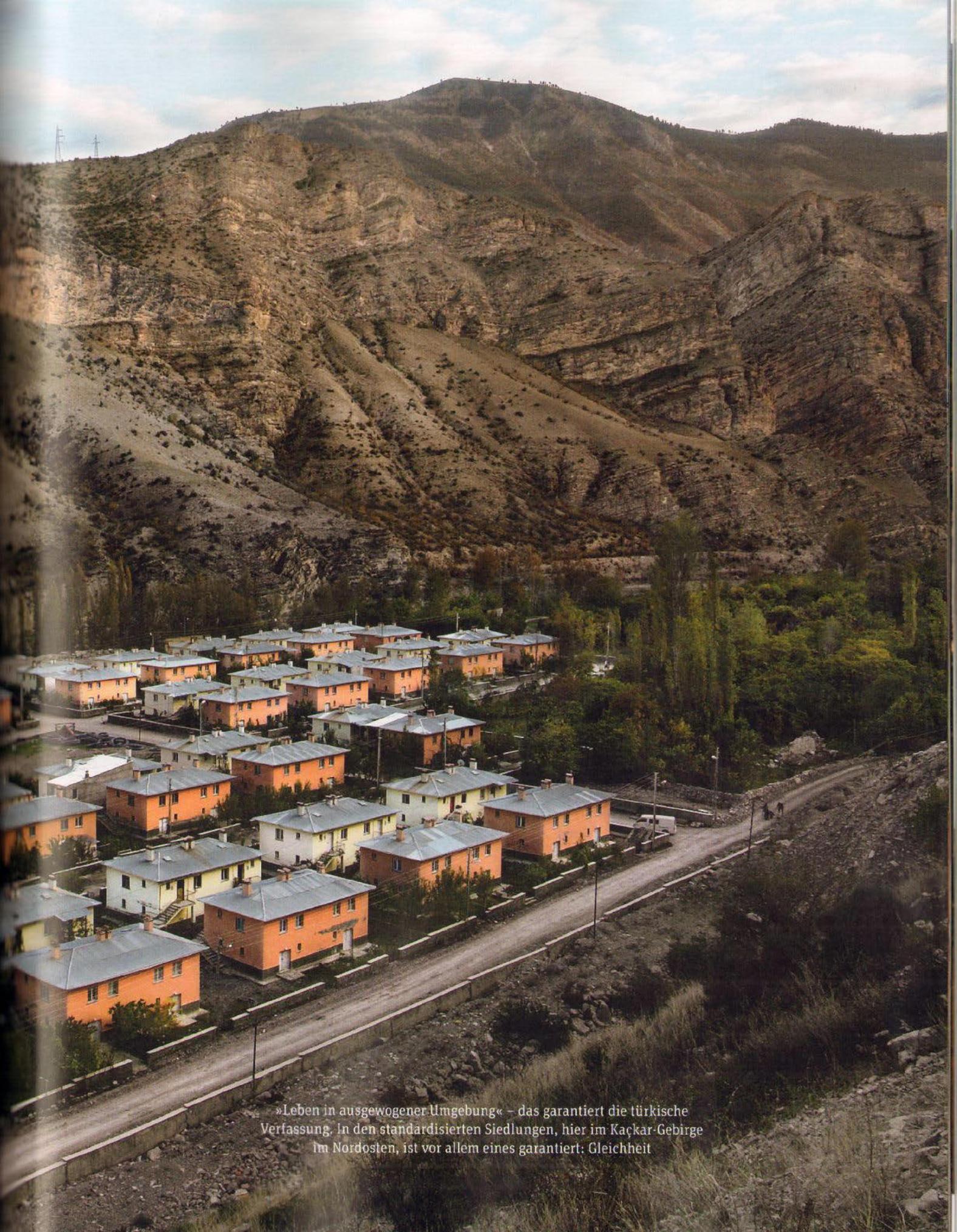


EINE ANATOLISCHE ZUKUNFTSREISE

So sieht ein Traum aus! Der Traum von der Modernisierung der Türkei. Die traditionelle Bauernexistenz verwandelt sich in eine »urbane« Daseinsform. Tristesse? Für Hunderttausende ist das staatliche Bauprogramm eine Befreiung

von Malte Henk (Text) und George Georgiou (Fotos)





»Leben in ausgewogener Umgebung« – das garantiert die türkische Verfassung. In den standardisierten Siedlungen, hier im Kaçkar-Gebirge im Nordosten, ist vor allem eines garantiert: Gleichheit





In Neubaugebieten wie jenem von Aksaray ist die Bewohnerschaft sozial und ökonomisch bunt gemischt. Eine Verheißung schwingt mit:
Ab hier sollen die Kinder neue Wege gehen können

Alle paar Wochen, wenn Ahmet Doğan sich gegen die Ungeduld nicht mehr wehren kann, bricht er zu einem Sonntagsausflug auf. Seine Familie steigt in den alten, rostigen Tofas, und Doğan fährt auf die Neu-Istanbul-Straße, die sechspurig aus Konya hinausführt. Nach Norden, wo die Stadt sich in der Steppe verliert.

Dann erscheint, wie eine Luftspiegelung über der struppigen zentralanatolischen Ebene, vor Doğans fleckiger Windschutzscheibe die Zukunft der Türkei.

Konya-Yazır, eine Baustelle.

Eine Utopie im Rohzustand – 16 in Schlangenform aufgereihte Wohnblöcke, zehn Stockwerke hoch. 640 Familien sollen hier eine Heimat finden. „Ich gehe abends ins Bett und denke an unseren Einzug“, sagt Ahmet Doğan. „Und ich stehe morgens auf und denke immer noch daran.“

Er parkt seinen Wagen; hintereinander balancieren sie über eine Holzlatte, Doğan und sein 82-jähriger Vater, seine Ehefrau Dursun und drei Kinder, dann stehen sie im Hausflur. Nackter Beton, feuchte Luft, eine dunkle Treppe. Erster Stock. Ein Bauarbeiter öffnet die Tür zur Musterwohnung.

Dort werden sie also leben, Gott hat es so gewollt.

DAS ENDE DES ALTEN LEBENS der Familie Doğan beginnt an einem Freitag im Februar 2008. An diesem Tag füllen 4000 Bewohner der Stadt Konya das Mevlâna-Kulturzentrum. Auf der Bühne lächeln fünf Lottofeen, in den Lostrommeln liegen die Namen von 19 568 Familien, sie alle wollen eine Wohnung in der Neubausiedlung kaufen.

Das Regionalfernsehen überträgt live. Doch der Schweißer Ahmet Doğan, 40 Jahre alt, die Brille dick wie Panzerglas vor müden Augen, sitzt daheim im Lehmhaus seines Vaters und spielt mit den Kindern. Ich habe doch sowieso keine Chance, denkt er, da summt sein Mobiltelefon. Ein Nachbar hat die Fernsehsendung angeschaut. „Du hast bei TOKI gewonnen!“, ruft er.

„Einen Monat habe ich gebraucht, um mein Glück wirklich zu begreifen“, erinnert sich Ahmet Doğan.

TOKI, Toplu Konut İdaresi Başkanlığı, Staatliche Behörde zur Entwicklung des Wohnungsbaus: Seit 2002, seit dem Wahlsieg der „Partei für Gerechtigkeit und Aufschwung“ (AKP), verwandelt sie das Bild der Städte in der gesamten Türkei. TOKI hat eine „Generalmobilmachung“ ausgerufen.

Ihre Erfolge kommen als Zahlenkolonnen daher: 2162 Wohnungen für Ankara!

837 für Gaziantep! 1210 für Adana! Alle in Hochhäusern, entworfen im TOKI-Hauptquartier in Ankara, ein Dutzend Bautypen für ein ganzes Land.

Ein Lebensmodell geht in Serie: die Existenz im *apartman dairesi*, der Etagenwohnung, in der bis auf Farbanstrich, Schranktyp und Bodenbelag die Bauvorschriften aus der Hauptstadt regieren.

DIE WUCHT DER ERNEUERUNG hat die Türkei erfasst. Noch im Frühjahr 2001 erlebte das Land den schlimmsten Wirtschafts-Crash seiner Geschichte. Dann kam die AKP, sie brachte Stabilität und anhaltenden Aufschwung. Nun wächst die Wirtschaft pro Jahr im Mittel um sieben Prozent. Die Jahreseinkommen haben sich auf durchschnittlich 3900 Euro verdoppelt.

Der Aufschwung bleibt nicht auf Istanbul oder Izmir begrenzt, die Industriezentren der Westtürkei. Auch in Anatolien kommt der kleine Wohlstand an. Fast die Hälfte aller Investitionen fließt ins Baugewerbe. Ärzte, Ingenieure gründen Kooperativen und lassen Apartmentkomplexe errichten, während die Ärmsten auf TOKI setzen. Etwa jedes vierte Wohnhaus wird im Auftrag der Staatsbehörde gebaut. Inzwischen wird klar, dass auf den Baustellen nicht nur Wohnhäuser entstehen. Sondern die Fundamente einer Gesellschaftsform, die zwei Lebensstile verbindet: den traditionell anatolischen und den urban-europäischen.

„Unser jetziges Haus aus Lehm“, sagt Ahmet Doğan, „könnte auch aus dem 12. Jahrhundert stammen.“ Das Dach: eine Bastelarbeit. Die Zimmer niedrig, hexenhaft krumm. Das Klo eine Bretterbude im Hof. Dieses Heim hat Mevlüt Doğan, Ahmets Vater, vor einem halben Jahrhundert in der Innenstadt von Konya gebaut, nachdem er auf der Ladefläche eines Lastwagens angekommen war. Heute verträumt der herzkranke Greis seine Tage auf dem Sitzkissen, die Augen unter der Gebetskappe fast blind. Hier möchte er sich von der Welt verabschieden.

Seine Familie aber will nur noch weg.

Wenn die Türken eine Erfahrung eint, dann diese: der Aufbruch an einen fremden Ort, in ein anderes Leben. Knapp 16 Millionen von ihnen wohnen noch auf dem Land, als Mevlüt Doğan sein Dorf verließ; nur fünf Millionen in den Städten. So wie er machten sich in den 1950er Jahren überall in der Türkei Männer auf die Reise. Die Großbauern ließen ihre Felder mit Traktoren pflügen, Arbeit boten nur noch Fabriken in den Metropolen. Im Jahr 2000 lag die Kopfzahl im Land-Stadt-Verhältnis schon

Wahlkampf mit Kies und Asphalt: Neben Wohnungen, Schulen und Krankenhäusern lässt die Regierung auch Fernstraßen bauen. Das Volk, so das Kalkül, wird es bei der nächsten Abstimmung belohnen

Ein neuer Industriepark in Konya. In der Provinz boomt die Wirtschaft. Die »anatolischen Tiger«, strebsame und oft strenggläubige Unternehmer, profitieren von der Aufbruchstimmung in ihrer Heimat



The joint strength is due to one of the most advanced grouts
infiltrated sealer DUD, which converts ground into monolithic
and extremely impermeable, yet durable, low-shrinkage





19 568 Familien haben sich beworben – auf 640 neue Wohnungen in der Siedlung von Konya-Yazır. TOKI schreibt jedes Detail dort vor, bis auf Bodenbelag, Schranktyp und Innenanstrich

bei 24 zu 44 Millionen. Die Zuwanderer kamen in die Stadt – aber sie verwandelten sich nicht in Städter. „Schwarze Türken“ nennt man diese Menschen, denen der Umzug in die Metropolen erst bewusst machte, wie wenig sie teilten mit den arrivierten Stadtbewohnern, den „weißen Türken“.

Mevlüt Doğan arbeitete nun in der staatlichen Fisch- und Fleischfabrik, einer Halle mitten in Konya, groß wie ein Bahnhof. Aber als er sein Haus baute, machte er, was er auch in seinem Dorf getan hätte: Er setzte Holzverschläge in den Hof, pflanzte Weinreben, umschloss alles mit einer Mauer.

Als gälte es, die Vergangenheit unter Schutz zu stellen, grenzte Mevlüt Doğan seine neue Heimat von der Großstadt ab, vom Sammelsurium der Wohnhäuser ringsum, dem Getose des Großstadtverkehrs auf der Hauptstraße um die Ecke.

Die Reise der Familie Doğan, die im Jahr 1952 im anatolischen Bauerndorf Dinek begann, wird nun weitergehen. Und so streifen die Dogans an diesem glücklichen Sonntag auf der Baustelle durch eine Musterwohnung, die aussieht wie ihr künftiges Zuhause, weil hier alle Wohnungen gleich aussehen werden: 65 Quadratmeter. Eine türkische Toilette, dazu eine moderne mit Sitzbecken; sie werden bis auf Weiteres die türkische benutzen. Ein Schlafzimmer für die Eheleute, das andere werden sich die Kinder und der Alte teilen.

Manchmal streiten die Dogans mit den Bauarbeitern über den offenen Übergang von der Küche zum Salon, dem Wohnzimmer. „Wie in Amerika“, sagen die Arbeiter dann stolz.

„Wir sind aber nicht in Amerika“, sagt Ahmet Doğan. „Unsere Frauen brauchen

ihr Reich. Dort kochen sie. Dann stinkt es. Wir werden eine Trennwand aufstellen.“

Ahmet Doğan ist ein Mann, der nur das Nötigste sagt. Seine Träume passen gut auf 65 Quadratmeter. Gern würde er Sessel kaufen, aber das kann er sich nicht leisten. Er verdient 600 Lira Monatsgehalt, rund 300 Euro. 276 Lira Monatsrate wird die Wohnung kosten, 15 Jahre lang, dann gehört sie ihm. So lange werden die Dogans ihre alten, schweren Sitzteppiche auf den Laminatboden legen.

Nach einer Viertelstunde Aussicht auf das neue Leben stapfen sie durch den Baustellensumpf zum Auto zurück. Und blicken auf die andere Seite der Straße, wo sich bereits ein Werk in Vollendung erhebt: ein Ring aus Hochhäusern, auf denen TOKI steht, die Fenster erleuchtet, davor Toyotas und Hyundais, ordentlich in Reihen abge-



Der Erziehungsberechtigte und seine Familie: Abdullah Çavuş, Chefhausmeister von 8000 Menschen in Konya-Yazır, möchte allen Bewohnern Ordnung beibringen – die »apartman kültürü«

stellt. „Wir brauchen vielleicht ein Jahr“, sagt Ahmet Doğan, „dann werden wir wie diese Menschen sein.“

DER MANN, der den Neuankömmlingen dabei helfen wird, sich in dieses neue Leben einzufinden, heißt Abdullah Çavuş; ein Frauentypr mit Sportlerschultern und kantigem Gesicht, 40 Jahre alt. Er soll 8000 Menschen in Konya-Yazır den Weg zu einem geordneten Miteinander weisen.

Fremde müssen mit Fremden auskommen, das ist die Herausforderung, und sie wäre auch dann schon groß, wenn nicht bald noch Neue dazukommen würden, Ahmet Doğan und Tausende andere. Vor drei Jahren hat der Kriminalpolizist Abdullah Çavuş in der neuen TOKI-Siedlung sein Apartment bezogen. In jedem Wohnblock, lautet die Vorgabe der Behörde, sollen die

Menschen einen Verwalter wählen. So konstituiert sich ein Parlament der Hausmeister; daraus ein fünfköpfiger „Oberer Rat“. Abdullah Çavuş ist dessen Vorsitzender. Nachts jagt er in Konya Verbrecher. Tagsüber arbeitet er am Aufbau eines Idylls.

Er steht in Jeans und gebügeltem Hemd auf der Hauptstraße, welche die 48 Wohnblocks umschließt. Ein breites Asphaltband mit akkurat gepflastertem Bürgersteig; links davon nur noch Steppe. Hier beginnt der Kontrollgang des Vorsitzenden.

Vor Block Dk-36b geht Çavuş in die Hocke. Stellt seine Aktentasche ab. Tastet über einen grauen Fleck im Rasen. „Wir müssen besser wässern.“

Dann ein kurzer Blick: Was machen die Thujahecken? 5000 Bäumchen hat Çavuş pflanzen lassen; bald werden sie manns hoch emporragen.

Der Verwalter von Block Bk-10 kommt herbei, gemütlicher Bauch, fleckiges Hemd. „Vorsitzender, was gibt's?“ Çavuş antwortet im Ton des Erziehungsberechtigten: „Warum lungern vor eurem Haus immer so viele Jugendliche herum?“

„Die wohnen dort. Was soll ich tun?“

„Sie machen Krach. Du solltest dich darum kümmern! Hunde halten deine Familien eben auch.“

„Ja, aber das sind doch ihre eigenen Wohnungen!“

„Haben wir nicht beschlossen, dass Hunde verboten sind?“

Weitere Lektionen in *apartman kültürü*: Um 14 Uhr ist im TOKI-Einkaufszentrum die Rolltreppe anzuschalten, um 18 Uhr beginnt das Bewässern der Rasenflächen. Brotbacken in den Wohnungen: nicht erlaubt. Das Ausklopfen der Teppiche auf den Bal-





Die Strandpromenade von Samsun am Schwarzen Meer ist neu, Männer haben Arbeit als Fahrer von Reinigungsmaschinen gefunden. Ihr Auftrag: Unsere Stadt soll schöner werden!

konen schon, aber nur an Montagen. Die Siedlungen der TOKI – sind sie Modellwunderland? Oder nur Kopien der Pariser Banlieus, des Osdorfer Borns in Hamburg, die als städteplanerische Untaten gelten, als Bebauungen für anonymes Nebeneinander?

Etwas ist anders in den Apartmentkasernen von Konya als in den Satellitenstädten des Westens. In den 48 Hochhäusern wohnen kurdische Bauern aus Ostanatolien, aber auch Ärzte, Soldatenfamilien und Arbeitslose. Friseurinnen, die noch nie ein Kopftuch getragen, und Hausfrauen, die noch nie ein Wort mit Fremden gesprochen haben. Man kann, sagen die Menschen hier, den sozialen Rang einer Familie daran ablesen, wie sie ihren Balkon organisiert.

Ein leerer Balkon mit Blumen: eindeutig Hochkultur.

Ein Balkon, voll gepackt, aber ordentlich: Mittelstand.

Der Balkon als Sammellager für Teppiche, Säcke, Töpfe: Bauern.

Alle diese gestapelten Aussichtskästchen sind baugleich, und doch ähnelt keines dem anderen, deutet nichts auf einen Mangel an Lebensvielfalt hin. Als hätten die TOKI-Planer einen neutralen Raum geschaffen, eine aufgeräumte Bühne, auf der eine Mini-Türkei aus 8000 Menschen proben kann, wie es ist, zugleich mit sich selbst und mit viel Neuem auszukommen.

Denn ein TOKI-Leben ist ein Leben ohne *hemşehriler* – ohne Verwandte und Freunde gleicher Herkunft, mit denen man früher das Dasein teilte, im Dorf oder in den Einwanderervierteln der Metropolen. Eine türkische Tradition geht verloren: Man bleibt nicht mehr unter sich, der Aufbruch in die „urbane Kultur“ wird zur Gruppenreise mit lauter Unbekannten.

Spät am Abend steckt Abdullah Çavuş seine Dienstwaffe ein. Er nimmt die Straßenbahn in die Innenstadt, um Zivilstreife zu fahren und sich um Messerstechereien und Jugendgangs zu kümmern, Erscheinungen, die seine Siedlung nicht kennt. Dort reißen höchstens einmal Jungs eine Wippe aus dem Boden, oder sie steinigen eine Straßenlampe.

KONYA GILT ALS konservativste Großstadt des Landes, tief verankert in türkisch-muslimischer Geschichte. Stammesfürsten beherrschten von hier aus im 12. und 13. Jahrhundert ganz Anatolien, als das heutige Istanbul noch in einer fernen, christlichen Welt lag. Sufi-Orden schufen hier den türkischen Volksislam, eine sanfte, mystische Art des Glaubens.

Heute schmücken die Hüte der Ordensscheichs das Büro von Seyit Mehmet Buğa: bunte Zylinder aus Filz. Es sind wertvolle Museumsstücke, aber Buğa kann sie sich leisten. Die Geschäfte laufen gut, sehr gut sogar. Seyit Mehmet Buğa, Gründer und Vorsitzender der İttifak Holding, ist der Mann, der den Auftrag erhielt, die TOKI-Siedlung zu errichten. Seine Arbeiter bauen jedes Jahr 2000 Wohnungen in Konya.

Buğas Büro liegt im 36. Stock, im höchsten Gebäude der Stadt. Ein riesiger Raum, Panoramafenster, Schreibtischklotz, Aircondition. Ein Ledersessel, darin ein gemütlicher Riese mit Vollbart und Blouson, die Hände in den Hosentaschen. „Anatolische Tiger“ nennt man Unternehmer wie ihn, deren Gottesfurcht mit ihrem Geschäftssinn ein Bündnis eingegangen ist, stark genug für ein Wirtschaftswunder in der Provinz.

Buğa wuchs als Sohn eines Schuhmachers in Konya auf. Er schaffte den Sprung an die Universität, wurde Bauingenieur, träumte von der Verbesserung seiner Welt. In den 1970er und 1980er Jahren breitete sich in den Einwanderervierteln der großen Städte eine neue politische Bewegung aus. Deren Funktionäre nahmen sich der „schwarzen Türken“ an, die arm und heimatlos waren. Sie gründeten Schulen. Veranstalteten Nachbarschaftsfeste, vergaben Kleinkredite. Redeten vom sozialen Aufstieg – aber in der Sprache des Glaubens.

Ein halbes Jahrhundert lang hatten Beamte und Politiker an der Staatspitze die Religion aus der Sphäre der Politik ferngehalten – doch nun war der türkische Islamismus in der Welt. Adil düzen hieß sein Verkaufsschlager, die Idee einer „gerechten Ordnung“.

„Ich habe bemerkt, dass man als Geschäftsmann viel dafür tun kann“, erzählt Buğa. Er gründete eine Baufirma: nicht nur, um reich zu werden, sondern eben auch, um eine religiöse Pflicht zu erfüllen. „Gewinne sollten sich verteilen wie Blut im Körper. Jede Zelle muss ernährt werden, allen soll es gut gehen. Ich bete für sie: für meine Kunden und Mitarbeiter, für die Konkurrenten und die Arbeitslosen.“ Buğa feierte Erfolg um Erfolg; viele andere „anatolische Tiger“ taten das ebenfalls. Mittlerweile hat ihr Verband über 4000 Mitglieder, sie erwirtschaften mehr als ein Zehntel des türkischen Bruttosozialprodukts.

Masse und Macht. Millionen Vernachlässigten in den Großstädten und die gläubigen Unternehmer – diese beiden so verschiedenen Gruppen verbindet eines: Mit ihren Wählerstimmen und Geldspenden stützen

In Block Bk-2, 10. Stock, haben Safiye Akbel und ihre Kinder Kerim, 12, und Fatmanur, 17, ein Stückchen Heimat gefunden – in einem für Frauen reservierten Haus

Aufgeräumte Metropolen: Wo noch vor wenigen Jahren chaotische Siedlungen von Landflüchtlingen standen, erheben sich nun TOKI-Wohnblocks. Vor allem in Istanbul und, wie hier, in Ankara





Bald wird die Familie von Ahmet Doğan (r.) das Lehmhaus seines Vaters Mevlüt (M.) gegen eine Wohnung tauschen. »Gott belohnt uns, denn wir kümmern uns um den Alten«, glaubt Ahmet Doğan

sie jene Regierung, die die Türkei verwandelt: Am 14. März 2003 trat Recep Tayyip Erdoğan, ein Erbe der islamistischen Bewegung, das Amt des Ministerpräsidenten an. Der Sohn eines Seemanns von der Schwarzecküste! Aufgewachsen im Elendsviertel! Erdoğan fand eine Lösung, die Familien der armen Landflüchtlinge, Menschen wie den Schweißer Ahmet Doğan, und zugleich die mächtigen Unternehmer, Menschen wie den Bau-Tycoon Seyit Mehmet Buğa, dafür zu belohnen, dass sie ihm zur Macht verholfen hatten.

Diese Lösung hieß TOKI.

Kontrolliert von der Regierung, hat die Behörde die Pflicht zur *hizmet*, zur religiös motivierten Wohltat, in ein Herrschaftssystem umgeformt.

TOKI stellt Staatsland bereit; parteinahme Firmen erhalten Bauaufträge, und Millio-

nen hoffnungsvoller Türken dürfen auf eigene Stadtwohnungen hoffen.

So entsteht ein Kreislauf der Wohltaten und Begünstigungen, der nicht stillstehen darf und der den türkischen Alltag durchdringt. Und von dem mitunter auch jene profitieren, die genau aus diesem Alltag auszubrechen versuchen.

EIN KARGES WOHNZIMMER, die Wände weiß. Braune Plüschsofas, ein Fernsehgerät. Ein Dutzend Jungen und Männer hocken, die Knie in Woldecken eingeschlagen, im Kreis auf dem Boden.

Safiye Akbel und ihre 17-jährige Tochter Fatmanur haben an diesem Tag zehn Stunden in der Küche verbracht. Nun reichen sie ihren Gästen die Speisen herein: Joghurtsuppe. Halbmetergroße Bleche mit Börek. Hausgemachtes Baklava. Dilberdudagi

heißen die süßen Teigtäschchen, die aussehen sollen wie die „Lippen einer anziehenden Frau“.

Safiye Akbel lacht über diesen Vergleich. Sie lacht jetzt wieder viel. Und manchmal wundert sie sich, welche Wendung ihr 39-jähriges Leben genommen hat.

Nach dem Tod ihres Mannes war Safiye Akbel von den Schwiegereltern verstoßen worden. Damals war sie mit den Kindern in eine verdreckte Sozialwohnung in Konyas Altstadt gezogen. Die verheirateten Frauen schienen ihre schiere Existenz als Witwe wie einen Vorwurf zu begreifen; beim Einkaufen zählten sie Akbels Tüten und tuschelten: Hat sie eine heimliche Liebe? Am schlimmsten, sagt Safiye Akbel, seien die Zudringlichkeiten des Vermieters gewesen.

Dann erhielt sie eine Wohnung in der TOKI-Siedlung. Die Behörden hatten Bk-2,



Die Moschee – hier in Kahramanmaraş – bleibt Zentrum des Lebens für viele Türken. Aber unter der islamisch geprägten Staatsführung werden auch Weichen für einen Aufbruch gestellt: westwärts

ein Haus mit 40 Wohnungen, für alleinstehende Frauen reserviert. Seither kann Safiye Akbel, wie jede andere Familie auch, im Ramadan abends zu Hause ein Iftar, ein Fastenbrechen, veranstalten.

Safiye Akbels Umzug war eine Befreiung. Sie lebt jetzt unter Menschen, die ihr Schicksal teilen. Die Frauen haben zusammengefunden; im Keller haben sie einen Versammlungsraum eingerichtet. Sie gehen in Trupps zu Putzjobs, nachts besticken sie gemeinsam Seidentücher. An guten Tagen fahren sie ins Hochland, wo ein TV-Team eine Vorabendserie dreht. Die Frauen verkörpern Bäuerinnen darin, ihr früheres Leben. Pro Drehtag erhalten sie 25 Lira.

Für die Türken überkreuzen sich von jeher Privates und Öffentliches in der Kultur der *mahalle*, des Zusammenhalts in der „Nachbarschaft“. Und diese Idee ist stark,

sie braucht das Dorf nicht. In den TOKI-Satellitenstädten erfinden Menschen wie die 40 Frauen von Bk-2 die alte Mahalle neu: als Zusammenschluss von Gleichen, deren Identität nicht mehr in Verwandtschaft und gleicher Herkunft wurzelt.

So könnte TOKI eine soziale Revolution bewirken. Den Übergang vom Clan zur Gemeinschaft, in freier Koexistenz mit anderen Gemeinschaften.

Manchmal, wenn sie in der Gartenlaube sitzt und erzählt, löst sich wie zufällig Safiye Akbels Kopftuch. Sie entblößt dann ihren Hals und ihr dichtes schwarzes Haar, kurz nur, dann schließt sie den Knoten wieder. Fest bindet sie ihn nie. Natürlich, weiß Safiye Akbel, hat sie das Kopftuch zu tragen. Auch hier in der Siedlung regiert die Politik der Blicke, das Überwachungsregime der Balkons; gerade hier. Eine alleinstehende

Frau ohne türban? Undenbar. Sie hat sich damit abgefunden. Der Weg in eine türkische Moderne ist lang.

Vielelleicht kann ihn erst Fatmanur zu Ende beschreiten. Safiye Akbels Tochter ist eine geübte Verwandlungskünstlerin, die an einem Tag einen groben Rock und Kopftuch trägt und am nächsten Jeans und T-Shirt. Sie wird, wenn alles gut geht, im Sommer Abitur machen, sie möchte Medizin oder vielleicht Pharmazie studieren, am liebsten im Ausland.

Und vor allem möchte sie, bitte schön, nicht ständig ihren Pullover so weit über die Hose ziehen müssen. □

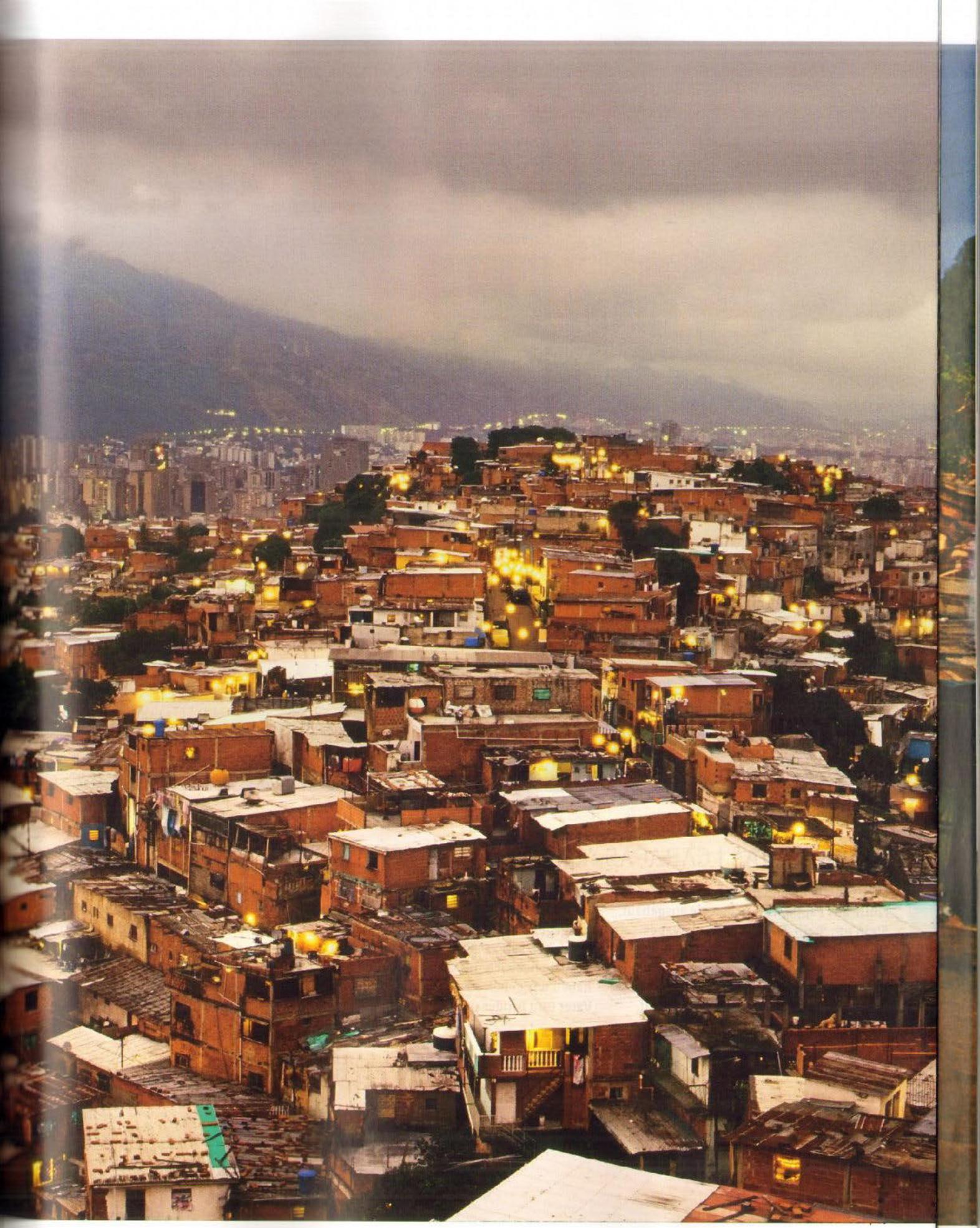
GEO-Redakteur MALTE HENK und Übersetzer SELCUK CAYDI besuchten Konya im Fastenmonat Ramadan. Tagsüber stärkten sie sich möglichst unauffällig in der hintersten Ecke des TOKI-Einkaufszentrums – mit Schokoriegeln und Orangenlimonade.

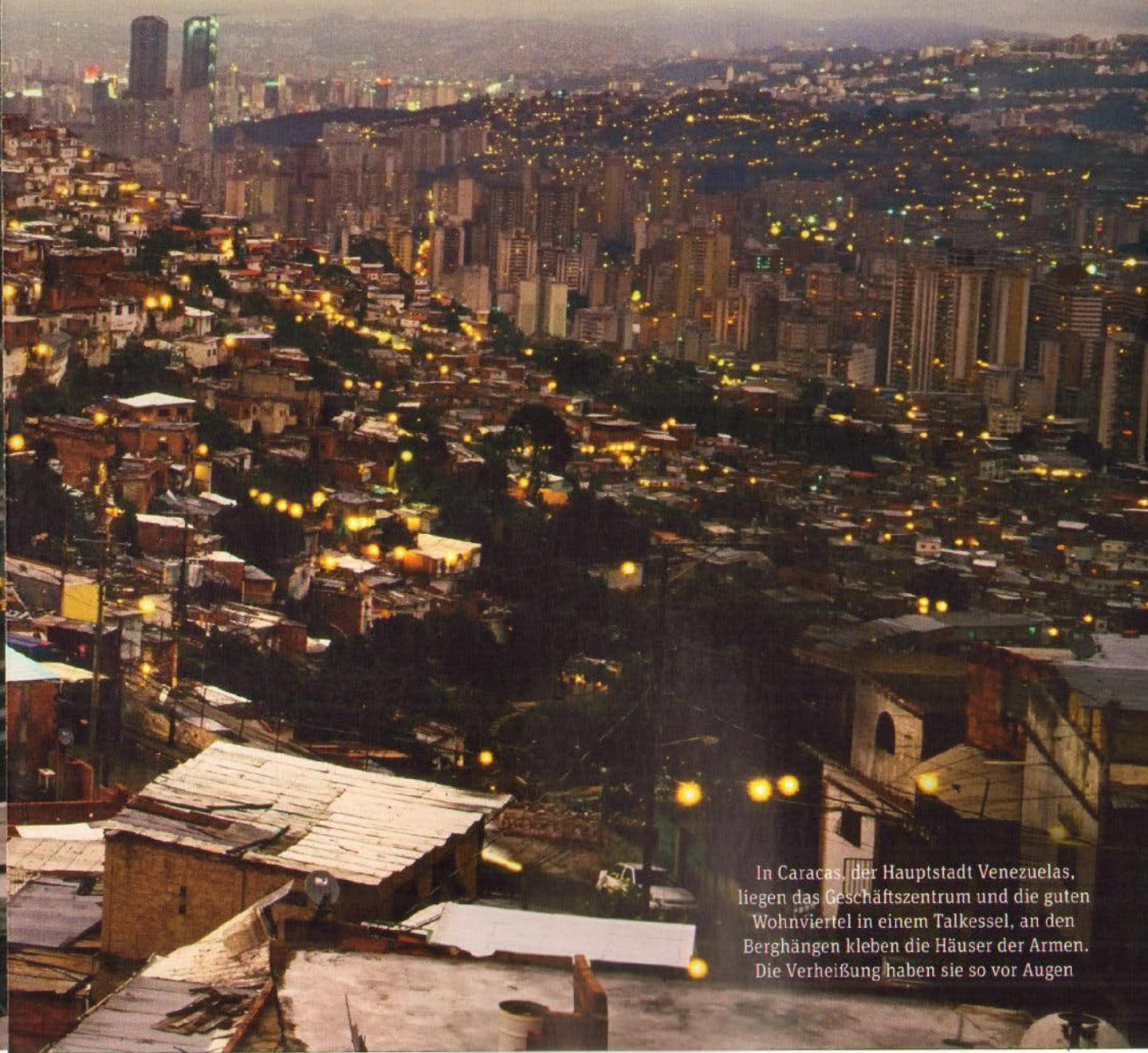
AUF HOFFNUNG GEBAUT

Erstmals wohnen weltweit mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Millionen Zuzügler finden in Hüttenstädten Zuflucht. Der norwegische Reporter Jonas Bendiksen hat Familien auf drei Kontinenten in ihren vier Wänden fotografiert. Dabei zeigt sich: Elendsquartiere sind auch Orte der Hoffnung, bieten Zugang zu Bildung und Chancen auf eine bessere Existenz

von JONAS BENDIKSEN (FOTOS) UND FLORIAN HANIG (TEXT)







In Caracas, der Hauptstadt Venezuelas, liegen das Geschäftszentrum und die guten Wohnviertel in einem Talkessel, an den Berghängen kleben die Häuser der Armen. Die Verheißung haben sie so vor Augen







RITZE SILVA* | CARACAS, VENEZUELA | STEIN FÜR STEIN NACH OBEN

Ursprünglich stand hier mal eine kleine Hütte aus Pappe. Wir haben sie ausgebaut, Stein um Stein. Denn finanziell war es nicht immer einfach. Ich habe zwei Jobs, einen als Motorradkurier und einen als Wachmann. Meine Frau arbeitet ebenfalls und passt außerdem auf die Kinder auf.

Ich finde, sie ist einfach spektakulär, selbst wenn ich viel jünger wäre, würde ich sie nie gegen eine andere tauschen wollen. Wir leben seit 22 Jahren zusammen. Drei Monate habe ich um sie geworben, dann haben wir geheiratet – ich habe sie ihrem Vater und Bruder praktisch gestohlen.

Nein, es war nie einfach für uns, aber wir haben es geschafft. Das Vorbild für unser Heim ist ein Haus in meinem Heimatdorf. Mir hat dessen Kolonialstil immer gefallen. Deshalb habe ich dort ein kleines Modell angefertigt und es hier in groß nachgebaut. Eingerichtet hat das Haus meine Frau.

* mit Frau Yirma Espinosa und den Töchtern Dayana, Flor Maria und Ritzibel



ATRAVÉS DA MÍDIA ENTENDENDO A CULTURA NA MÍDIA

Entender a cultura é entender a sociedade. Por isso, é fundamental que os estudantes de comunicação social tenham uma visão crítica e reflexiva sobre a mídia. A mídia é um espaço de poder e influência, que reflete e reproduz as ideias dominantes da sociedade. É importante que os estudantes se questionem sobre o que é representado na mídia, como é construída a narrativa, quem são os atores envolvidos e quais são os interesses subjacentes.

Para isso, é necessário que os estudantes desenvolvam habilidades de análise crítica, capazes de desvendar os discursos e os sentidos ocultos nas mensagens midiáticas. É importante que os estudantes se questionem sobre o que é representado na mídia, como é construída a narrativa, quem são os atores envolvidos e quais são os interesses subjacentes.

Entender a cultura é entender a sociedade. Por isso, é fundamental que os estudantes de comunicação social tenham uma visão crítica e reflexiva sobre a mídia. A mídia é um espaço de poder e influência, que reflete e reproduz as ideias dominantes da sociedade. É importante que os estudantes se questionem sobre o que é representado na mídia, como é construída a narrativa, quem são os atores envolvidos e quais são os interesses subjacentes.



Für die Panoramen in diesem Beitrag hat der Fotograf Jonas Bendiksen in den Wohnzimmern der Hütten oder Häuser in Richtung aller Wände fotografiert und aus den vier Ansichten das jeweilige Großbild zusammengesetzt.
Auf diese Weise erlauben die Fotos einen Rundumblick in die Behausungen der porträtierten Familien



ASANAH* | JAKARTA, INDONESIEN | NACHBARN UNTER DER BRÜCKE

Mein Mann Hasan hat dieses Zimmer in nur zwei Tagen errichtet. Die Aufkleber hat er von einem Müllsammler geschenkt bekommen. Auch wenn wir unter einer Brücke wohnen, möchte ich doch, dass unser Haus sauber aussieht – und geschmückt. Die meisten Leute, die hier an der Brücke wohnen, sind Fahrer oder

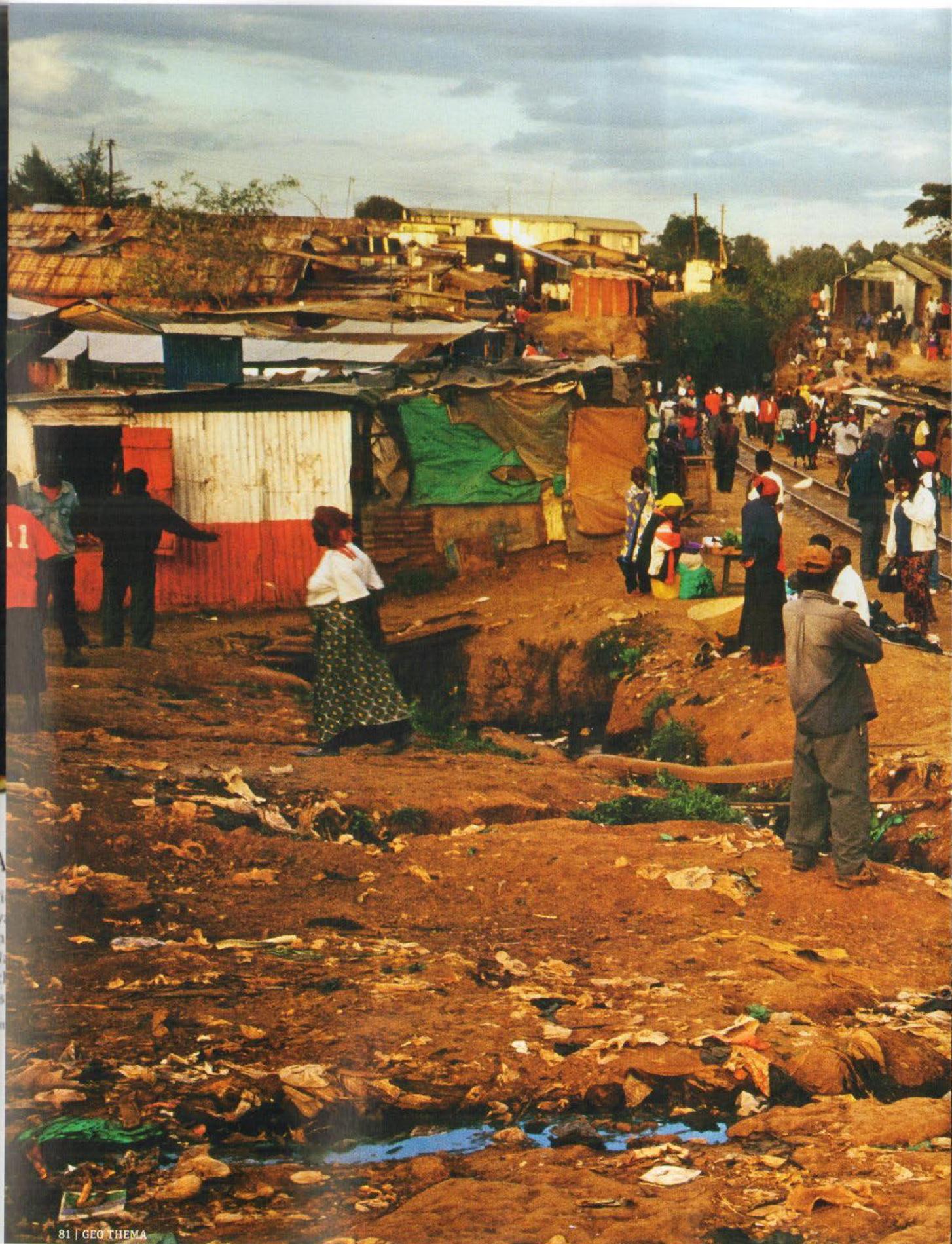
Müllsampler, nette Leute, deshalb gefällt es mir hier. Aber eigentlich möchte ich lieber, dass wir ruhig in einem Dorf leben. Ich würde gern Reisfelder anpflanzen. Aber dafür fehlt uns zurzeit noch das Geld. Meine älteste Tochter Sartini ist taub und stumm. Sie hatte hohes Fieber, als sie ein Jahr alt war. Meine zweite Tochter

Meliani arbeitet in einer Konditorei, mein Sohn Hari Priyanto geht noch zur Schule. Manchmal, wenn große Lastwagen über die Brücke donnern, haben wir Angst, dass sie einstürzt. Und jedes Mal, wenn das Wasser stark steigt, müssen wir schnell nach oben flüchten.

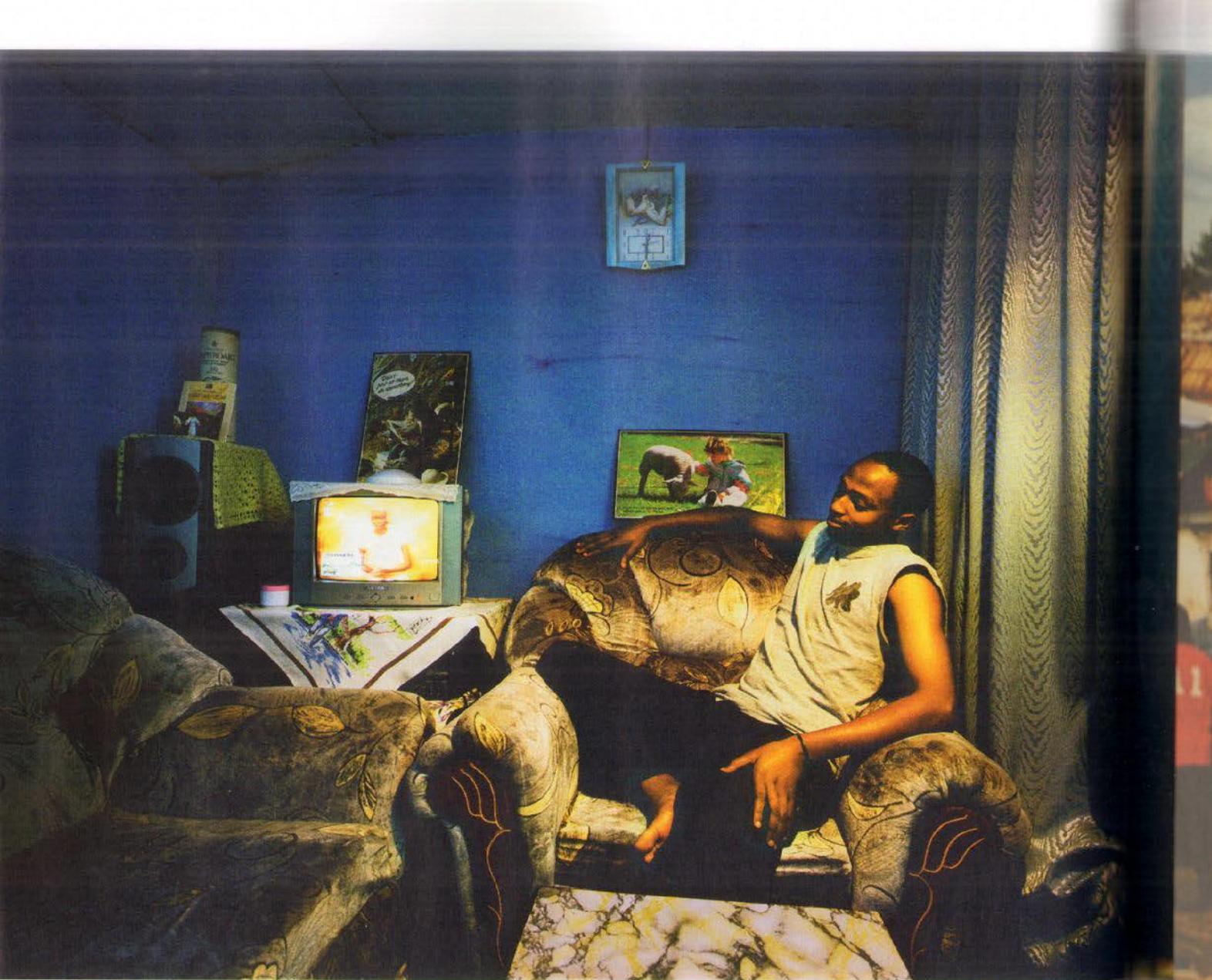
* rechts, mit Tochter Meliani, Ehemann Hasan, Tochter Sartini und Sohn Hari Priyanto (von rechts nach links)



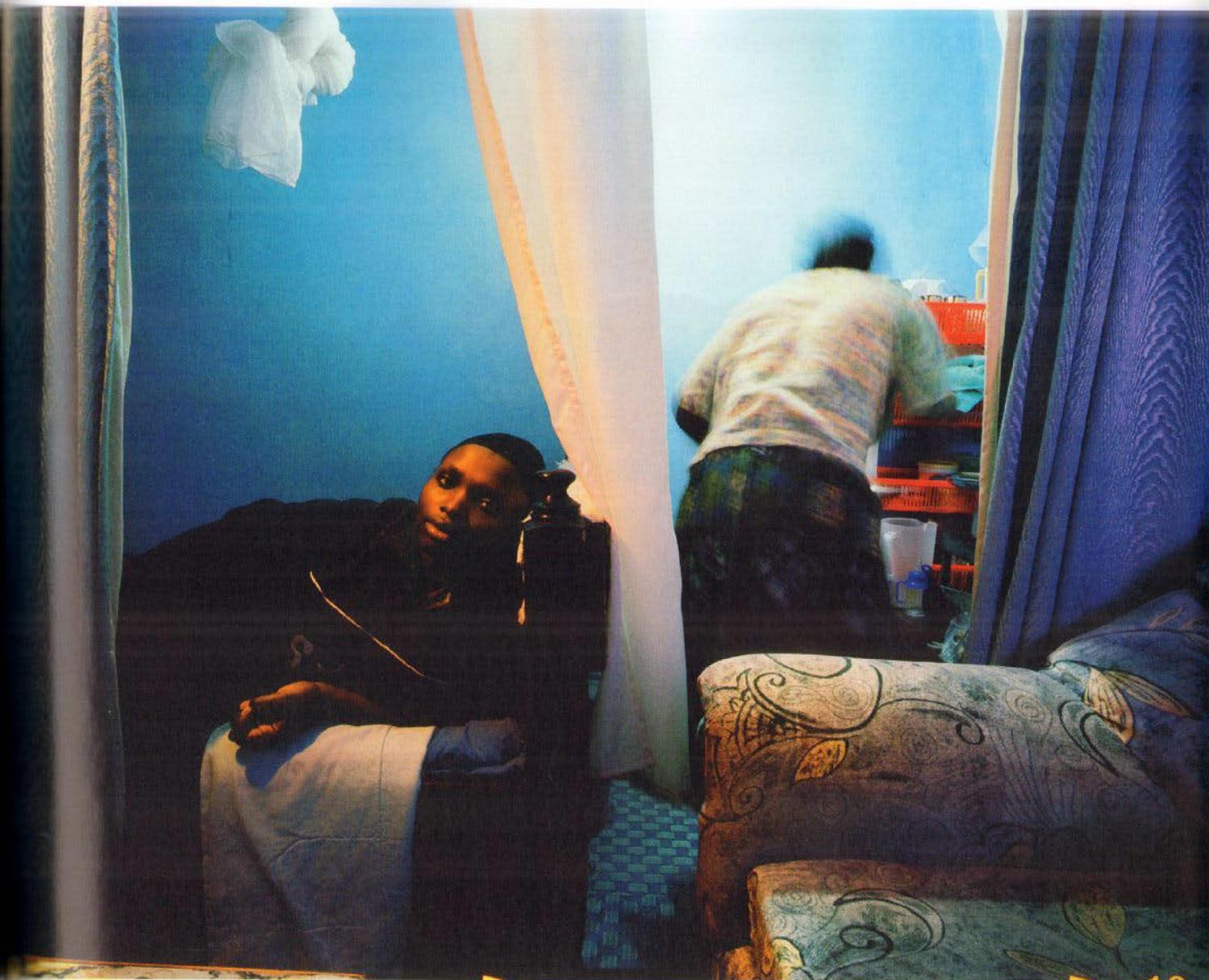








... und so
wurde das
Kinderbuch
zum Erfolg.
Viele Kinder
lieben es.



ANDREW DIRANGO* | NAIROBI, KENIA | EINE LIEBE ZUM BLAU

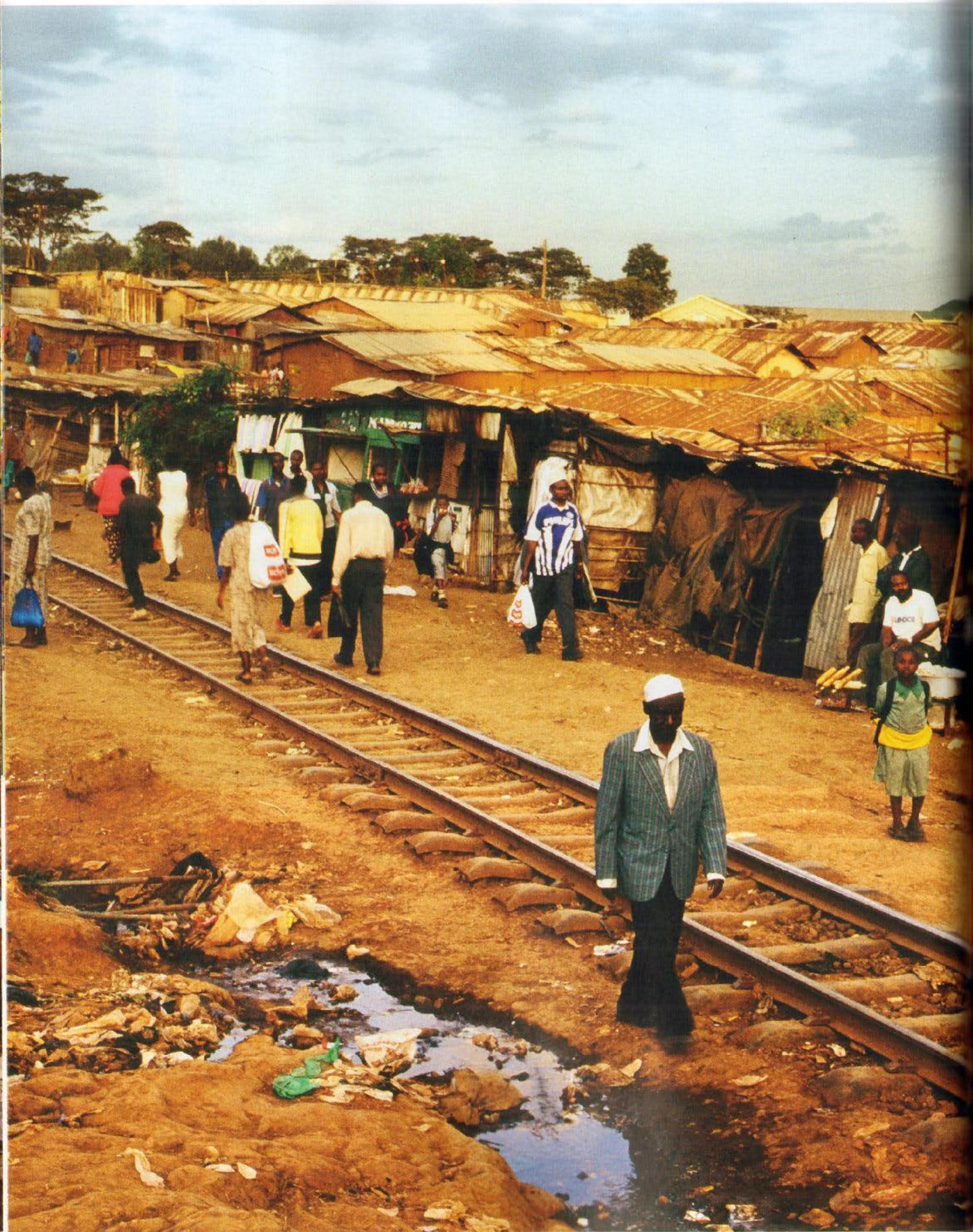
Viele Menschen, die noch nie im Ghetto waren, können sich nicht vorstellen, hier in Kibera zu leben, dem größten Slum in Nairobi. Aber schauen Sie selbst: Ich finde, ich habe ein schönes Haus, auch wenn es klein ist. Es reicht für ein Bett, ein Sofa,

die Küche. Ich habe Platz für den Fernseher, den CD-Player. Und ich halte das Haus gut in Schuss. Wie finden Sie die blauen Wände? Schön, nicht wahr? Nachdem ich mit der Schule fertig war, habe ich anderthalb Jahre bei British

Airways gearbeitet. Da konnte ich Geld sparen. Aber dann lief der Job aus, seitdem kämpfen wir. Ich mache Geschäfte hier und da, mehr als 100 Schilling Gewinn am Tag (umgerechnet ein Euro) kommen dabei aber nur selten rum.

* mit seiner Frau Ann und deren Mutter Eunice (in der Küche)







Eine Bahnlinie durchschneidet Kibera, den großen Slum in Kenias Hauptstadt Nairobi. Zwischen den Hütten dümpeln Fäkalien in den Pfützen. So verbreiten sich viele Krankheiten schnell: Jedes fünfte Kind in Kibera stirbt, bevor es fünf Jahre alt wird.



JOSE BONIFACIO ROSALES* | CARACAS | DER WERT DES RESPEKTS

Ich lebe hier schon seit 43 Jahren. Nach der Geburt unseres ersten Kindes haben Sara und ich sechs Jahre nur gearbeitet, für ein Haus. Das habe ich dann gebaut, nachdem wir noch zwei Kinder bekommen hatten.

* mit seiner Frau Sara und Tochter Yordalis

Nun bin ich zum Friedensrichter hier in unserem Barrio ernannt worden. Wenn sich zwei Gangs bekriegen, sage ich: Kommt, wir treffen uns in meinem Haus. Ich bringe sie zusammen, und die Waffen bleiben

draußen. So habe ich schon viele Probleme gelöst. Oder wenn sich ein Paar trennen möchte, frage ich: Wie wollt ihr das machen? Ihr habt Kinder! Die Leute hören mir zu. Das macht mich wirklich stolz.





PILAR OVIEDO* | CARACAS | ZU DEN DROGEN SCHWEIGEN

Ich habe einen adoptierten Enkel, Wilmer. Er ist 18 Jahre alt und lebt seit drei Jahren bei mir. Seine Mutter ist noch sehr jung. Sie sieht fast genauso aus wie er. Aber die beiden haben sich leider nicht verstanden.

* mit Wilmer Cadiz

Wilmer verbringt viel Zeit bei den Containern, er sammelt kaputte Dinge: Radios, Bügeleisen, Mixer. Manchmal kann er sie reparieren, darin ist er gut. Die Kinder, die hier aufgewachsen, sehen oft Sachen, die sie

nicht sehen sollten: Gewalt, Drogen. Ja, Drogen haben das Barrio kaputt gemacht. Wilmer nimmt auch welche, heimlich. Er ist schüchtern, er redet kaum. Und das hat ihn bislang vor Schwierigkeiten bewahrt.



Im Anflug zeigt sich, wer zum ersten Mal in Mumbai landet. So niedrig donnern die Jumbos über das Meer aus Wellblechdächern, dass mancher im Flugzeug erschrocken die Knie anzieht. Ein passender Empfang in einer Stadt, in der mehr als die Hälfte der 18 Millionen Einwohner in Slums leben. Dharavi, die Hüttenstadt nahe dem Flughafen, zählt zu den größten Armensiedlungen der Welt.

Wenn es nach Mukesh Mehta geht, werden die Fluggäste bald nicht mehr auf Häuser aus Plastikplanen blicken, sondern auf 30-stöckige Apartmenttürme und Geschäftshochhäuser. Auf ein Stadtviertel also, das Mumbais Anspruch untermauert, eine Weltklassemetropole zu sein. Mehta, der in New York Architektur studierte und als Bauunternehmer ein Vermögen verdiente, hat den Premierminister des Bundesstaats Maharashtra für seinen Plan gewonnen: Das wertvolle Bauland, auf dem die Bewohner Dharavis leben, wurde zur Entwicklung ausgeschrieben. Immobiliengesellschaften aus aller Welt haben sich um das 2,25-Milliarden-Dollar-Projekt beworben.

Und die Slumbewohner? Denen verspricht Mehta den Lebensstandard einer indischen Mittelklassefamilie. Wer belegen kann, dass er sich vor 1995 in Dharavi niedergelassen hat, erhält eine 21-Quadratmeter-Wohnung mit Bad und Stromanschluss

EIN SCHANDFLECK SIND SLUMS NUR AUS DER LUFT GESEHEN

geschenkt, in modernen Hochhäusern, die auf einer Teilfläche errichtet werden. Diejenigen, die erst nach 1995 zugezogen sind, zahlen für jedes Jahr nach dem Stichtag fünf Prozent des Marktwerts für ihre Wohnung.

Die Slumbewohner erhalten moderne, saubere Apartments, die Immobilienfirmen wertvolles Bauland – auf den ersten Blick eine ebenso einfache wie geniale Lösung. Doch viele Bewohner lehnen sie ab.

Denn ein Schandfleck ist Dharavi nur aus der Luft gesehen. Wer in das Gewirr der Gassen eintaucht, stellt fest: Dharavi ist voller Leben, mit Gerbereien, Metallbetrieben, Nähereien; vor winzigen Werkstätten wird auf der Straße geschweißt, gesägt, werden Tontöpfe lasiert, medizinische Geräte verschraubt und Brote in Backöfen geschoben. Angeblich produzieren die Bewohner Dharavis jedes Jahr Güter in einem Wert von mehr als einer halben Milliarde Dollar.

Manch einer hat es zu bescheidenem Wohlstand gebracht, andere haben sich eingerichtet im Notstand. Genauso wie die Menschen in Nairobi, Jakarta und Caracas, mit denen der Fotograf Jonas Bendiksen jeweils mehrere Wochen verbrachte und deren Unterkünfte er dokumentiert hat. Die Bilder zeigen, dass Slum nicht nur ein Synonym für Elend und Armut ist, sondern viel mehr umschließt: Slums sind Kloaken und Wirtschaftsfaktoren, Elendssiedlungen und Hoffnungsquartiere, Endstation für einige, aber ebenso Startposition für viele. Manchem Bewohner ist der Slum eine Heimat, die ihm mehr wert ist als das Versprechen von Städteplanern wie Mukesh Mehta.

HOCHHÄUSER oder **Wellblechhütten?** Dharavi ist ein Testfall dafür geworden, wie die Zukunft der Städte aussehen könnte. Seit dem Jahr 2008 leben mehr Menschen in der Stadt als auf dem Land; doch dieses Wachstum ist ungleich verteilt: Während in Europa viele Städte schrumpfen, bersten die Metropolen in Asien und Afrika. Zwischen 2000 und 2030 wird sich die Zahl der Städter auf diesen beiden Kontinenten verdoppeln.

Heute gibt es in China 49 Städte mit mehr als einer Million Einwohnern. In Deutschland? Vier.

Ursache für diese Massenmigration vom Land in die Stadt ist eine zweite Welle der Urbanisierung. Als „erste Welle“ bezeichneten Demografen den Umbruch im Westen zwischen 1750 und 1950. Damals sorgte eine bessere Versorgung mit Lebensmitteln und Medizin für ein dramatisches Bevölkerungswachstum. Die erhöhte Produktivität in der Landwirtschaft führte gleichzeitig dazu, dass auf dem Land immer weniger Arbeitskräfte benötigt wurden.

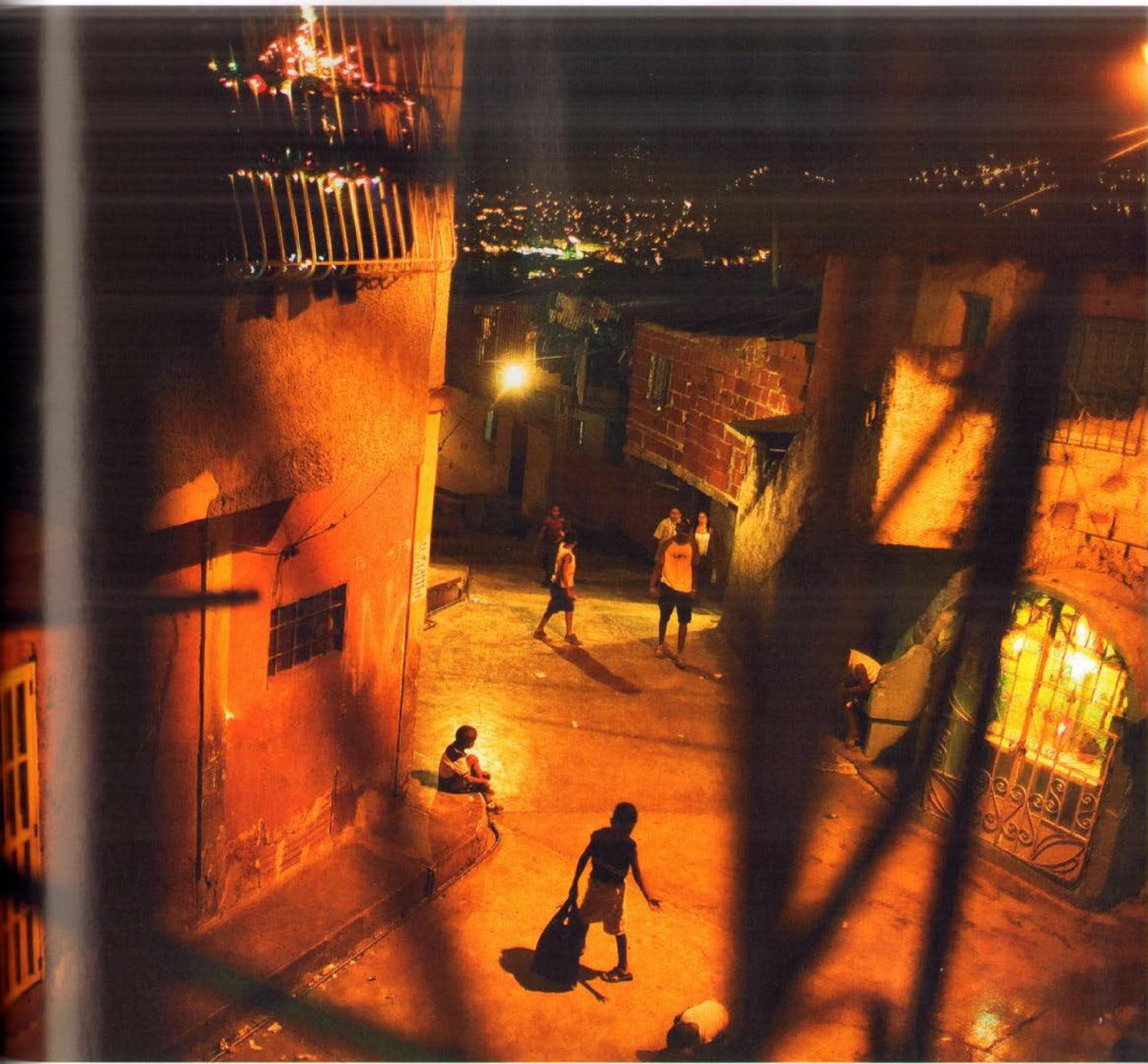
Die „überflüssig“ gewordene Landbevölkerung hatte im 18. und 19. Jahrhundert nur zwei Möglichkeiten: Die Menschen konnten entweder in die Neue Welt auswandern und sich dort als Farmer niederlassen, oder sich in der Stadt als Hilfsarbeiter in der Fabrik verdingen. Der Begriff „Slum“ wurde Anfang des 20. Jahrhunderts für Armsiedlungen in New York und London geprägt.

In der zweiten Welle der Urbanisierung ziehen die Entwicklungsländer nach, im Zeitraffer: Ein Prozess, der in Europa 200 Jahre dauerte, wird in Afrika und Asien innerhalb von 30 Jahren nachgeholt. Nicht überall sind die Städte in der Lage, die Zuwanderer aufzunehmen; oft fehlt es an Arbeit, an Infrastruktur. Aber in China zum Beispiel findet die Urbanisierung auf dem Fundament einer raschen Industrialisierung



statt, die Arbeitsplätze schafft. Die Sonderwirtschaftszone Shenzhen nahe Hongkong wuchs innerhalb von 25 Jahren dank der Sogkraft vieler T-Shirt-Nähereien, Turnschuhfabriken und Spielzeug-Manufakturen von einem Fischerdorf zu einer Zehn-Millionen-Metropole heran – ohne dass sich in der Stadt Slums gebildet hätten.

Aber auch dort, wo es Slums gibt, ist dies nicht gleichbedeutend mit Arbeitslosigkeit. In Dharavi, dem Slum in Mumbai, halten sich die Ärmsten mit dem Müllrecycling über Wasser, andere gerben Leder.



Gewalt und Verbrechen wiederum sind eine Plage vieler Favelas in Südamerika, weil sie den Drogen-Gangs als Unterschlupf dienen, und mancher Shantytowns in Afrika, in denen sich verschiedene Ethnien feindlich gegenüberstehen. In den Elendsquartieren Asiens aber, und dort lebt ein Großteil der Welt-Slumbevölkerung, geht es erstaunlich friedlich zu.

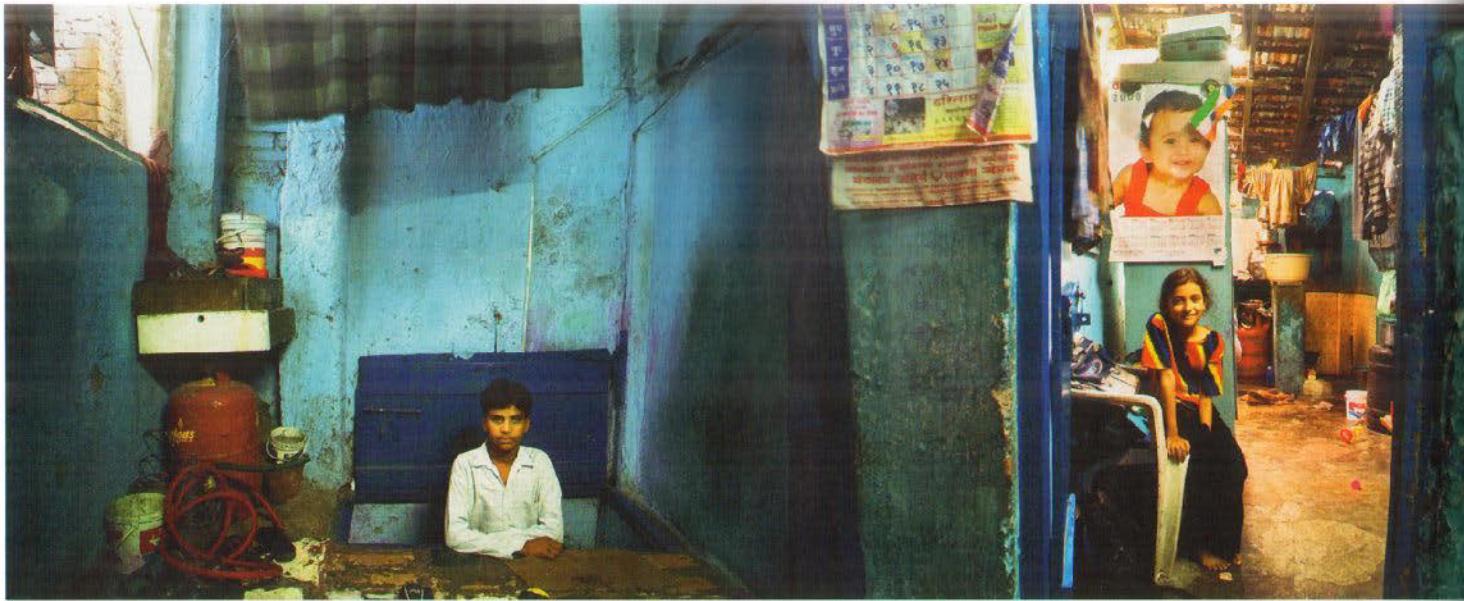
DOCH EGAL OB FRIEDLICH oder gefährlich, elend oder erträglich: Unablässig schwellen die Megastädte der Dritten Welt

an. Was das Wachstum treibt? Das Prinzip Hoffnung. Das beschwerliche Leben im Slum, sagt der indische Buchautor Suketu Mehta, ist vor allem eine Investition. Weshalb sonst würde jemand sein Ziegelhaus im Dorf, mit zwei Mangobäumen davor, gegen eine Wellblechhütte neben einer Müllhalde tauschen – wenn er nicht die Hoffnung hätte, dass sein ältester Sohn sich später einmal eine Zweizimmerwohnung am Strand wird leisten können?

Nur in den Städten haben die Menschen Zugang zu jener Ressource, die ihr Leben

Im Barrio Cota 905 in Caracas harren auch Kinder bis spät nachts in den Gassen aus, denn die Wohnungen sind eng und stickig. Ein gefährlicher Zeitvertreib:

Jede Woche sterben in Caracas rund 50 Menschen in Bandenkriegen oder bei Überfällen



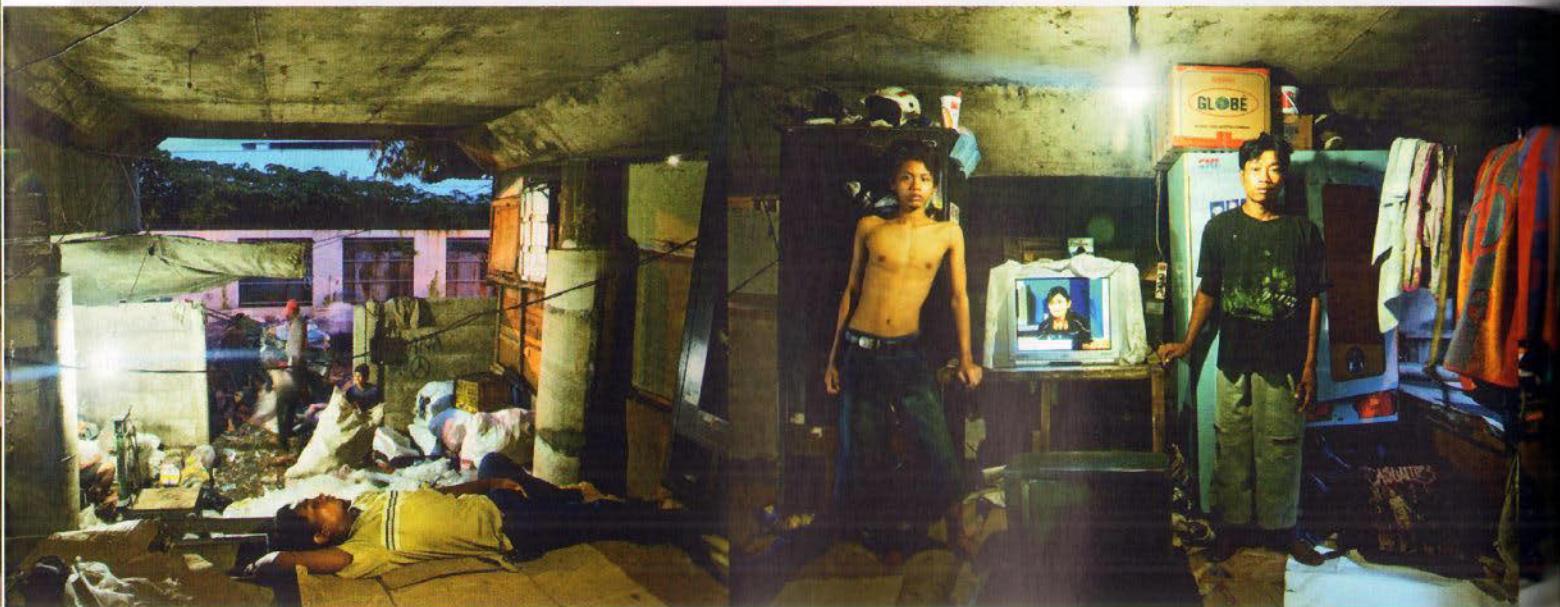
AMIT SINGH* | MUMBAI, INDIEN | DAS REICH DER KINDHEIT

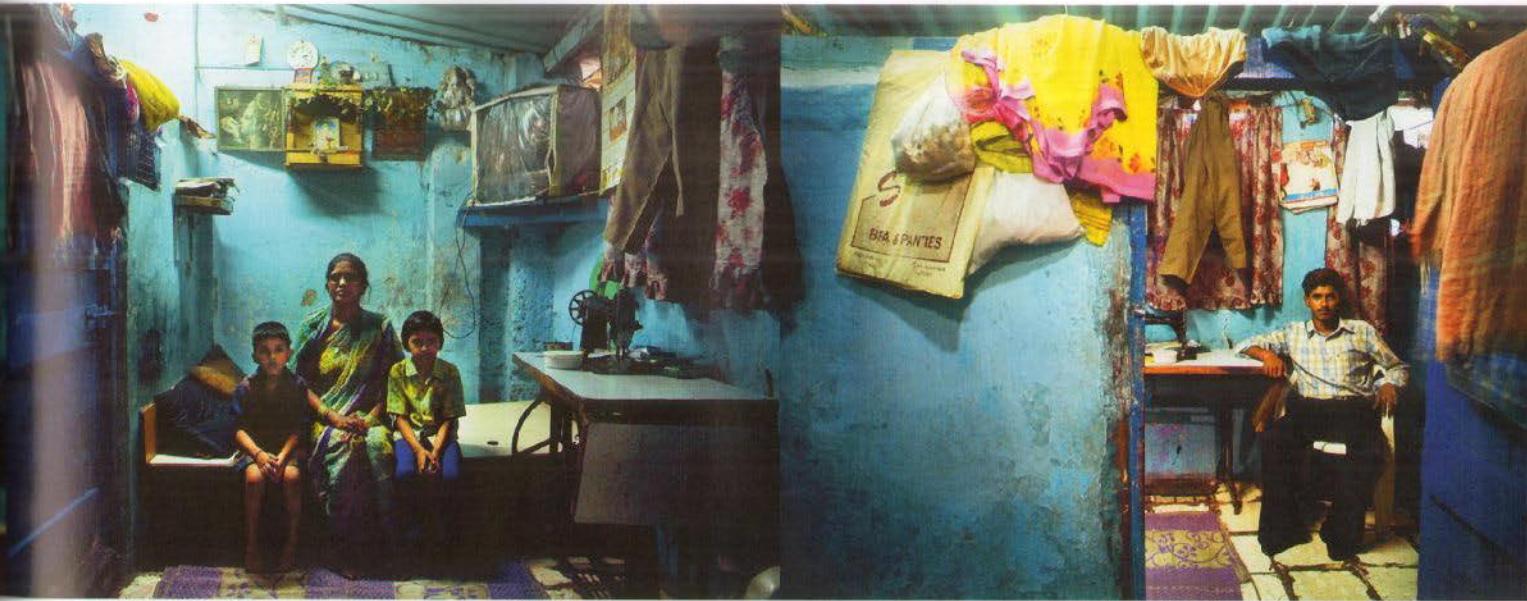
Für mich ist Dharavi ein Paradies. Ich bin hier aufgewachsen, zur Schule gegangen, auf das College. Mit den Bulldozern wird der Ort meiner Kindheit verschwinden und damit ein Teil von mir. Das macht mich

traurig, obwohl ich weiß, dass Fortschritt wichtig ist. Wenn wir Ausländern erzählen, wo wir wohnen, sind die peinlich berührt. Wir nicht. Dharavi ist ein guter Ort. Ich arbeite als Versicherungsmakler für die

indische Staatsbank. Später möchte ich mich als Geschäftsmann selbstständig machen. Ich spare und will vorankommen; erst ein Zuhause für meine Familie, dann ein Motorrad oder gar ein Auto haben.

* ganz rechts, mit Frau Meera (auf dem Bett) und (von links) den Kindern Rajat, Jyoti, Atul und Kanchan





SUPARNO* | JAKARTA | DER ABFALL GIBT SICHERHEIT

Ich arbeite hier schon seit sieben Jahren als Müllsampler. Am Anfang waren wir nur eine Gruppe von vier bis sechs Leuten, unseren Boss mitgezählt. Inzwischen sind wir mehr als zehn. Und wir wohnen jetzt mit

Elektrizität und Licht! Wir alle haben nur ein Ziel: Wir wollen arbeiten, damit wir unsere Familien ernähren können. Würden wir als Bauern Felder bestellen, könnten wir vielleicht besser verdienen – aber es

gibt keine Garantie für eine gute Ernte. Abfall dagegen gibt es immer. Meine Frau hat auch vier Jahre lang in Malaysia gearbeitet. In der Zeit habe ich die Kinder ganz allein erzogen und untertags Müll gesammelt.

* Zweiter von rechts, mit seinen Kollegen (von links) Riyanto, Hari, Safei und Supriadi





In der indonesischen Hauptstadt Jakarta leben die Ärmsten in Hohlräumen unter den Brücken. Bei einem Hochwasser im Februar 2007 wurden alle hier gezeigten Unterkünfte weggespült. Mehr als 230 000 Menschen verloren ihr Obdach

radikal verändern kann: Bildung. Aus Dharavi strömt jeden Morgen eine lange Schlange von Kindern in Schuluniformen.

Es ist ein Bild der Hoffnung.

Den niederländischen Stararchitekten Rem Koolhaas fasziniert die Vitalität in den Slums so sehr, dass er mit Studenten der Harvard Graduate School of Design mehrmals Lagos besichtigte, eine als dysfunktional geltende Megacity. In seinem Buch „Lagos: How it works“ erklärt Koolhaas die nigerianische Metropole zur „Stadt der Zukunft“, von Menschen nach ihrem Vorbild

errichtet: chaotisch, ungeplant, dynamisch. Der Potsdamer Platz in Berlin wirke dagegen wie eine Collage aus Privatsphären. Die Stadt, eigentlich ein öffentlicher Organismus, werde an Stellen wie dem Potsdamer Platz zur reinen Konsumfläche, in der „wir nicht sterben, betteln, uns prügeln oder betrinken“ dürfen. Lagos dagegen diene noch als Raum der Begegnung, der Konfrontation, des Ausgleichs. Es wäre gut, folgert Koolhaas, wenn es auch in Europa Nischen für organisches, unkontrolliertes Wachstum gäbe.



Kritiker werfen Koolhaas vor, die Realität zu verklären. Die „Selbstorganisation“ sei doch nur eine kollektive Anpassung an extreme Not. Und Koolhaas’ ästhetisierender Blick auf das Elend genauso schlimm wie das Wegschauen.

Doch die Urbanisierung der Menschheit ist nicht nur ein Problem – sie kann auch eine gewaltige Chance sein. Der Weltbevölkerungsbericht der Vereinten Nationen listet auf, dass Stadtbewohner zwar stärker als Landbewohner unter Armut und Umweltverschmutzung leiden. Aber nur in der

Stadt hätten sie eben auch die Aussicht, der Armut zu entkommen und Zugang zum Weltmarkt zu finden. Und nur in Städten können die zusätzlichen gut zwei Milliarden Menschen, die in 30 Jahren vermutlich die Erde bevölkern, untergebracht werden, ohne dass weitere Teile der Natur zersiedelt und zerstört werden. In hoch verdichteten Städten benötigen die Menschen weniger Ressourcen, weniger Land und weniger Energie, weil sie sich Annehmlichkeiten teilen, sei es das öffentliche Schwimmbad, die Bücherei oder die U-Bahn.

DER FORTSCHRITT WOHNT in der Stadt, nicht im Dorf. Die letzte große Neuerung, die vom Land stammt, spottete ein Autor des „Economist“, war das Rad. Die bahnbrechenden Erfindungen, die Entdeckungen der Naturwissenschaft, die großen Opern und Romane, die Geschichte machenden politischen Traktate, sie wurden vom Homo urbanus zu Papier gebracht, im antiken Athen, im kaiserlichen Beijing, in Wien oder London.

Es gibt also keine Alternative zur Stadt, aber gibt es Alternativen zum Slum?

Die wenigsten Architekten interessieren sich dafür, Häuser für Arme zu bauen. Oftmals scheitert der Versuch, für Millionen Menschen ein bezahlbares Dach über dem Kopf zu entwerfen, auch an den Verantwortlichen in den Stadtregierungen und deren Abwehrstrategien gegen Zuzügler. Ein Beamter in Mumbai formuliert es so: „Je angenehmer wir das Leben in der Stadt gestalten, umso mehr wollen herziehen.“

Slums sind prekär für das Rechtsempfinden alteingesessener Stadtbewohner. Selbst wenn die Bewohner an Slumlords Miete bezahlen oder ihre Hütten gekauft haben, leben sie doch auf fremdem Boden; ihr Besitz ist Gewohnheitsrecht, ohne Eintrag in ein Grundbuch. Das spiegelt sich auch in der Architektur: Wer jederzeit damit rechnen muss, dass die Bulldozer kommen, investiert nicht in sein Haus, selbst wenn er das Geld dazu hat. Legalisiert eine Stadtverwaltung aber die unrechtmäßige Besiedelung, ist das ein Affront gegen diejenigen, die sich eine reguläre Wohnung gekauft haben. Dann kippt der Wohnungsmarkt, und Immobilien verlieren an Wert.

Die beiden Stadtstaaten Singapur und (damals) Hongkong haben dieses Problem entschärft, indem sie den Immobilienmarkt geteilt haben. Beide Städte mussten in den 1950er und 1960er Jahren viele Flüchtlinge aufnehmen. Um die Menschen unterzubringen, startete die Regierung ein

Bauprogramm, finanziert durch Landversteigerungen.

Heute leben über die Hälfte der Hongkonger und rund drei Viertel der Singapurer in geförderten Apartments, die sich bis zu 50 Stockwerke hoch übereinanderstapeln. Mieter oder Käufer zahlen nur einen Bruchteil dessen, was die Wohnungen auf dem freien Markt kosten würden. Dadurch konnten die Löhne niedrig bleiben – und die Städte wirtschaftlich wettbewerbsfähig.

Was Singapur und Hongkong von anderen Orten unterscheidet, ist allerdings, dass hier der Staat einen Großteil des Landes besitzt. Indem die Regierungen nur wenig

SCHON IM JAHR 2020 KÖNNTE DIE WELT SLUMFREI SEIN

Land neu verpachten, stellen sie sicher, dass die Immobilienpreise hoch bleiben – und füllen so gleichzeitig die Kassen für Projekte des sozialen Wohnungsbaus.

Mit seinem Entwicklungsplan versucht Mukesh Mehta dieses Prinzip in Mumbai nachzuahmen: Auch hier sollen die Reichen, die sich Luxusapartments und Büros kaufen, die Sozialwohnungen der Armen querverfinanzieren. Außerdem sollen Krankenhäuser entstehen, Parks, Schulen, Universitäten und Museen. Die Töpfer und Lederarbeiter des Viertels sollen für höherwertige Tätigkeiten qualifiziert werden.

Über 200-mal hat Mehta seine Vision schon vorgeführt, in den Büros von Behörden, in den Gassen des Slums. Die Weiterbildung der Slum-Arbeiter ist ein zentraler Punkt für das Gelingen des Plans. Denn im neuen Dharavi wird es keinen Platz mehr für die rauchenden Brennöfen der Töpfer geben, und auch die Gerbereien mit ihrem stechenden Chemikaliengestank werden weichen müssen.

Mukesh Mehta ist dennoch zuversichtlich, die Bewohner Dharavis hinter sich zu bringen. Einige andere indische Metropolen haben den Architekten engagiert, damit er sein Modell auf ihre Stadt überträgt. Auch für die Türkei, Südafrika und Mexiko hat er Vorschläge erarbeitet. Hochhäuser statt Wellblehhütten! Im Jahr 2020, so erklärt Mehta, könnte die Welt slumfrei sein. □

GEO-Redakteur FLORIAN HANIG kennt die Verhältnisse in der indischen Millionenstadt Mumbai aus eigener Anschauung recht genau: Er ist über die Jahre viele Male für verschiedene Recherchen in die Megametropole gereist.



MY HOME IS MY CASTLE

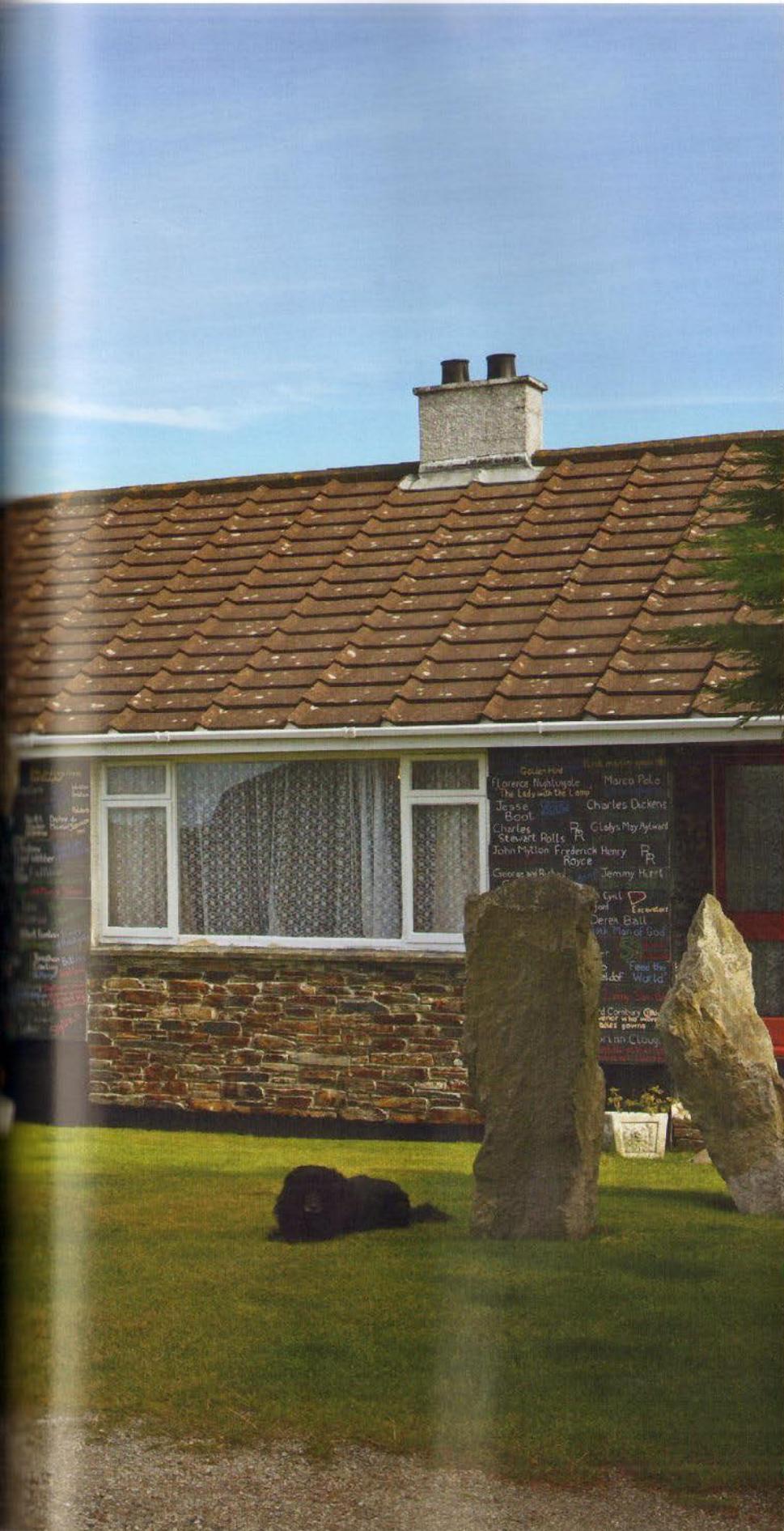
Wo könnten die Briten ihre Neigung zur Exzentrik besser kultivieren als in den eigenen vier Wänden?

Auf Hausbesuch im Königreich der Querdenker und radikalen Individualisten

AUS DEM FOTOPROJEKT »UK AT HOME«

Schon als Kind haben ihn die Megalithen der Kelten magisch angezogen. Edward Prynne, 72, nennt sich „Erzdruide von Cornwall“. In seinem Garten hat der halb erblindete ehemalige Baggerführer ein eigenes „Homehenge“ errichtet. Auf der „Engelslandebahn“, seinem größten steinernen Stolz, beschwört er weiß gewandet Geister. In Prynns unterirdischer Wiedergeburtsgrotte saß sogar schon Margaret Thatcher. „Jeder ist in meinem Reich willkommen“, sagt der Druide. „Nur bitte keine Polizei!“

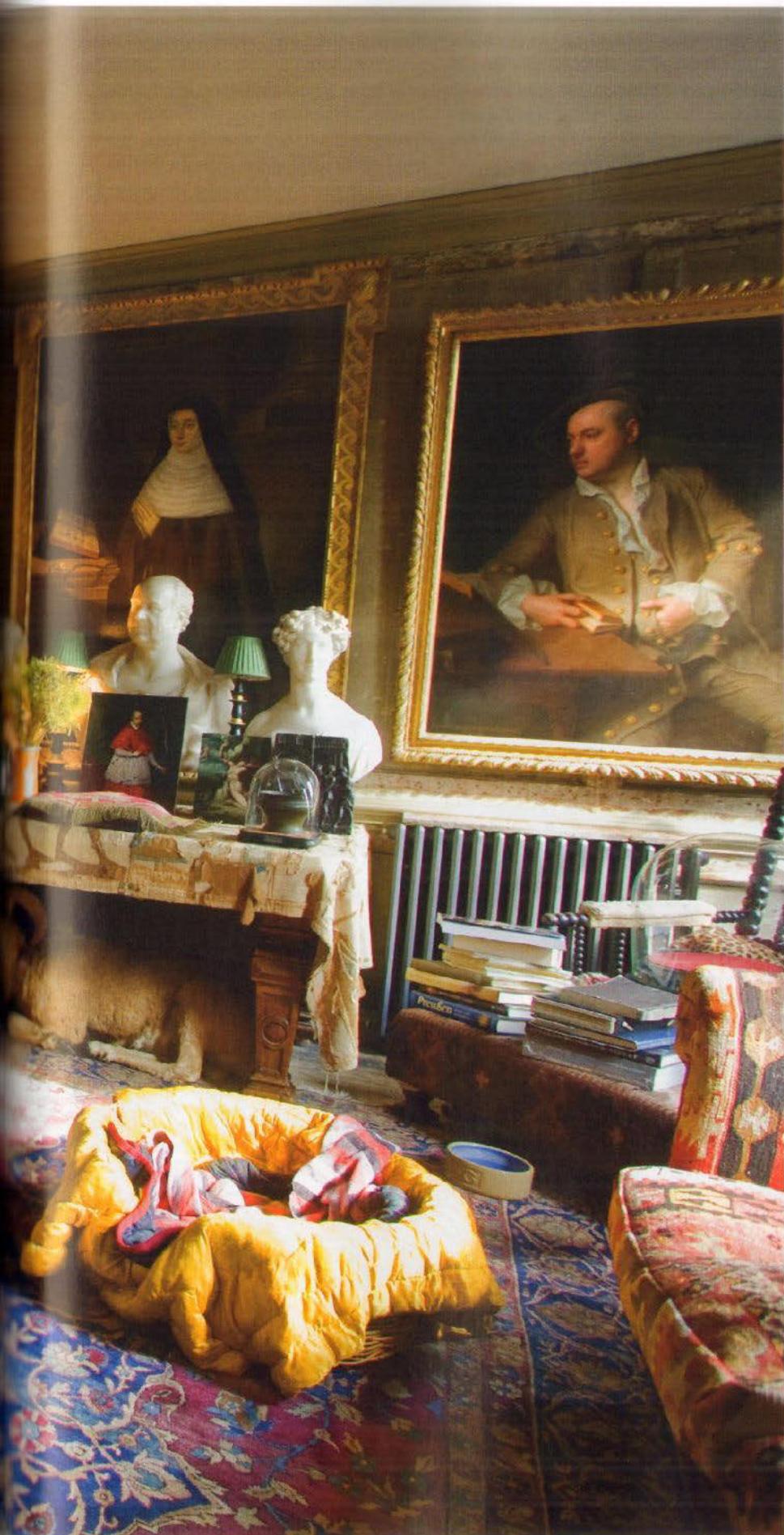
EDWARD PRYNN
ST MERRYN, CORNWALL





»WIR JAGEN
UND SAMMELN.
AM LIEBSTEN
MORBIDES«

TODD LONGSTAFFE-GOWAN,
TIM KNOX
STEPNEY, LONDON



Eine Nachbarin ist gekommen, um sich die neuen Stücke der wunderlichen Antiquitäten-Kollektion von Todd Longstaffe-Gowan (stehend) und Tim Knox vorführen zu lassen. Das Paar, Landschaftsarchitekt der eine, Kurator der andere, weiß die Kuriositäten in den 20 Zimmern von Malplaquet House meisterhaft in Szene zu setzen: Das Anwesen im Londoner East End wirkt wie ein Schauplatz aus einem Roman von Charles Dickens. Im Salon mit alten Porträts, Büsten und einem ausgestopften Tahr-Bock zeigt es sich von seiner eher freundlichen Seite. In anderen Räumen überwiegen Mythisches und Mystisches wie etwa Napoleons Totenmaske, ein ägyptischer Sarkophag – und immer wieder Schädel und Skelette. „Wir lieben Knochen über alles“, erklärt Tim Knox. „Als wir unser Haus vor zehn Jahren erstanden, beschlossen wir, seinen morbiden Charme zu erhalten.“

»ICH WOLLTE SCHON IMMER EIN EIGENES RAUMSCHIFF HABEN«

TONY ALLEYNE
HINCKLEY, LEICESTERSHIRE

Nach einer Scheidung hängen manche der Vergangenheit nach, Tony Alleyne dagegen flüchtete sich in die Zukunft – ins 24. Jahrhundert. Als sich seine Frau von ihm trennte, fand er eine Mission: die Zweizimmerwohnung, in der er lebt, in eine Kopie der „USS Voyager“ zu verwandeln, das Raumschiff aus der „Star Trek“-Fernsehserie. In zehn Jahren Heimarbeit zimmerte er aus Holz und Plexiglas einen Kommandostand, verkleidete die Fenster mit Weltraum-Aussichten. Als sein Arzt ihm riet, wegen Ischiasschmerzen auf dem Boden zu schlafen, warf er das Bett raus und nutzte den Raum, um eine Teleporta-

tionsstation zu bauen: „Betten sind überbewertet.“ Weil seine Innenarchitekturfirma „24th Century Interior Design“ jedoch nie genug abwarf – „Ich dachte, Trekkies überall auf der Welt wollten ein Haus wie ich haben, aber ich habe mich wohl getäuscht“ –, bezahlte die Exfrau weiterhin den Kredit für die Wohnung ab. Jetzt verlangt sie von Alleyne, er solle seine Einrichtung abbauen, weil sie die Wohnung verkaufen wolle. Alleyne ist in der Gegenwart hart gelandet: „Das ist mein Lebenswerk, und jetzt soll alles in den Müllcontainer. Ich gebe zu, es gab Tränen.“



»MENSCHLICHE NÄHE ZÄHLT AUF DEM DORF NOCH ETWAS«

MICHAEL KALLENBACH
MILDENHALL, WILTSHIRE

„Unsere Nachbarn legen uns Himbeeren und Spargel vor die Tür“, schwärmt Michael Kallenbach, 58. Der Publizist bewohnt drei miteinander verbundene, efeuumrankte Cottages in Mildenhall. Ein bisschen skeptisch war er, als er mit seinem langjährigen Freund in das 450-Seelen-Dorf in Wiltshire zog. Doch die Einwohner nahmen das Paar umstandslos in ihre Gemeinschaft auf. In seiner Freizeit bringt Kallenbach auf Bitten der Dorfgemeinde das monatliche Kirchenblatt „Parish Pump“ heraus. „Wahrscheinlich bin ich der einzige Brite jüdischen Glaubens mit einer solchen Aufgabe“, sagt

er. Sein Lebensgefährte, mit dem er seit einem Jahr auch verheiratet ist, wurde unlängst in den Gemeindevorstand gewählt. Kallenbach: „Für uns war das der Ritterschlag!“





»DIE ROYALS ZU
BEOBACHTEN,
DAS IST BESSER
ALS THEATER«

MARGARET TYLER
WEMBLEY, LONDON

Der Nachmittag gehört der Familie: Ihren Fünf-Uhr-Tee nimmt Margaret Tyler gern im Kreise ihrer Lieben ein – und die heißen Diana, Charles, Elizabeth und Philip und wohnen als Pappkameraden im Esszimmer der 63-Jährigen. Nicht dass Mrs. Tyler behaupten könnte, mit den Blaublüttern verwandt zu sein. Sie hat sie einfach ins Herz geschlossen und sammelt sie in jeder Form: als Porzellanfigürchen, Gartenzwerge, Puppen, auf Tassen, Tellern, Eierbechern und in Teppiche gewebt. 10 000 Andenken und 1600 Bücher über Liebe, Leid und Leidenschaften der Royals drängen sich im Heim der Königstreuen. Für die Fotos ihrer eigenen Familie ist in Mrs. Tylers Haus nach 32 Jahren Sammelwut nur ein schmales Fenstersims geblieben.





»DIE MENSCHEN SIND MIR NICHT GEHEUER«

TOM LEPPARD
ISLE OF SKYE, HEBRIDEN

Leoparden sind Einzelgänger, schnell, wendig, stark. Tom Leppard möchte sein wie sie. Er hat 99 Prozent seines Körpers mit einem Leopardenfellmuster tätowieren lassen. Das hat den 72-Jährigen Tausende Euro gekostet, ihm aber auch einen Eintrag im Guinnessbuch der Rekorde eingebracht. Sein Leoparden-Wahn geht auch unter die Haut: Seit 22 Jahren lebt der ehemalige Marinesoldat zurückgezogen in einem Schafpferch auf der schottischen Isle of Skye. Dort kann er unbehelligt umhertigern, oft mit nicht viel mehr als einem Lendenschurz bekleidet. Zurück in die Zivilisation findet er nur, wenn er

im Kanu zum kilometerweit entfernten Festland paddelt und Konserven kauft. Was hat ihn zum Eremiten gemacht? „Meine Erziehung im Kloster und die Einsicht, dass alles Unglück in meinem früheren Leben von Zweibeinern verursacht worden ist.“ Doch das Paddeln fällt ihm von Mal zu Mal schwerer, vor Kurzem wäre er fast gekentert. Der Leopardenmann denkt inzwischen darüber nach, aufs Festland zurückzukehren.



»SCHON MEINE MUTTER WOHNTE PROVISORISCH«

DAVID REYNOLDS
FASLANE, DUNBARTONSHIRE

An einem kühlen Sonntagmorgen lehnt David Reynolds, genannt „Eco“, mit einer Tasse Tee am Gartenzaun. Wie den Rest seiner Behausung hat er ihn aus Schrott zusammengezimmert. Das gehört sich so für einen umweltbewussten Aktivisten, der in Faslane lebt, dem ältesten Friedenscamp Großbritanniens. Vor drei Jahren ist Eco hergekommen. Er hatte sich eingestanden, dass der Dienst in der Armee ein Fehler war. Seine Begeisterung für das Leben in der bunten Bretterbude eines Protestcamps führt er auf seine Mutter, eine Schaustellerrin, zurück. Und auf seine – wie er zugibt – spät gewonnene Überzeugung, dass

Atomwaffen Teufelswerk sind. Diese lagern schwer bewacht nicht weit entfernt im Fluss Clyde: in U-Booten eines Stützpunktes der Royal Navy.





»EIN ECHTER
SCHOTTE GEHT MIT
DEM PONY AUF
DIE JAGD«

DOUGLAS LANGLANDS
NEWTONMORE, INVERNESS-SHIRE

Mit Heidekraut bewachsene Hügel, schroffe Felsen und der Loch Laggan – nicht viele Landschaften kommen wie das Ardverkie Estate mit so wenig aus, um schön zu sein. Wenn Douglas Langlands in der Dämmerung von der Pirsch im ältesten Rotwildrevier des gesamten schottischen Hochlands heimkehrt, hat er, mit etwas Jagdglück, seinem Pony Henry einen erlegten Hirsch auf den Sattel geschnallt. Highland-Ponys gelten als besonders robust und gutmütig, erklärt der Wildhüter. In Schottlands Hochmoor seien sie seit Jahrhunderten unentbehrlich für das Transportieren der Beute – denn die könne mitunter weit mehr als 100 Kilogramm wiegen.



»WENIGSTENS ALLE MEINE PFLANZEN MÖCHTE ICH MITNEHMEN«

SANDRA GRAHAM
MERSEYSIDE OASIS, LIVERPOOL

Madryn Street, Liverpool: Hier ist Ringo Starr aufgewachsen. Sandra Graham, 62, hat ihr halbes Leben in dieser Straße verbracht. Doch die Häuser sollen abgerissen, ihre Bewohner umgesiedelt werden. Das Viertel sei marode, behaupten die Stadtplaner. Graham hat als Einzige bis zuletzt ausgeharrt. „Dieser Ort braucht Leben“, sagt sie trotzig. Schmückt den Bürgersteig vor ihrem Haus mit bunten Blumen, füttert Tauben und schimpft über den „kulturellen Vandalismus“ der Behörden, die ihr Heim und obendrein das Erbe der Beatles im Namen des Fortschritts einfach wegplanieren wollen.

„Zwei Jahre habe ich gekämpft“, sagt sie. Und ist dessen nun müde geworden. Vor Kurzem hat auch sie verkauft. Sandra Graham wird in einen Neubau ziehen, zu den alten Nachbarn. „Ich hoffe, alle meine Pflanzen mitnehmen zu können. Wenigstens das!“



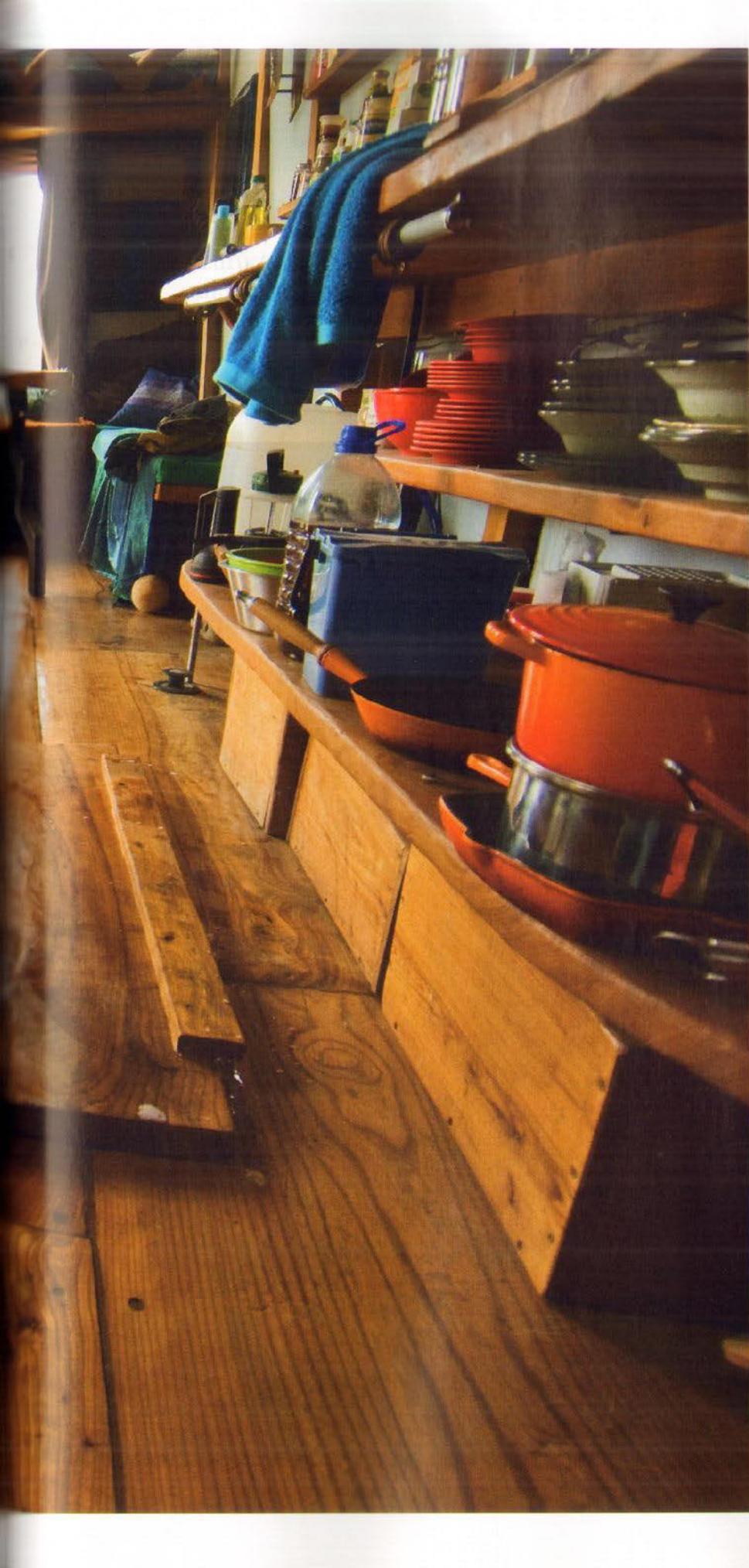
»IM GRÜNEN DIE SEELUFT GENIESSEN – WAS BITTE WILL MAN MEHR?«

TANIA UND GREG SCHNUPPE
BRIGHTON, EAST SUSSEX

Ob Ober- oder Unterschicht, Sonne oder Regen, ganz egal – im eigenen Garten blühen alle Briten auf. Immer. Doch was tun, wenn es in dicht besiedelten Städten wie dem südenglischen Küstenort Brighton an Grünflächen mangelt? Dann pflanzt man seinen heiß geliebten Rasen einfach zwischen die Schornsteine aufs Dach. Selbst wenn der Grünstreifen dann äußerst mickrig und vielleicht sogar nur ein Imitat aus Plastik ist – für Familie Schnuppe ist er dennoch ein unerlässliches Stück Freiraum in luftiger Höhe, zudem auch noch mit Seeblick. Die Söhne Max und Ben üben sich auf Nachbars Dachparzelle im

Fahrradfahren, indessen stoßen die Eltern zwischen Terrakottakübeln und Stechpalmen auf ihre kreative Nische an: God save the Green!





»HERRLICH, IN MEINER EIGENEN KUNST ZU BADEN!«

JOHNNY WOODFORD
HAYWARDS HEATH, WEST SUSSEX

Der Bildhauer Johnny Woodford, Markenzeichen: Hut, formt mit der Motorsäge Kunst aus Ulmenholz. Sie verkauft sich gut. So gut, dass sich der 45-Jährige ein eigenes Wäldchen leisten kann. Darin wohnt er in einem Zirkuswagen mit gut durchdachtem Innenleben – zwar auf beengtem Raum, doch ohne dabei auf Luxus verzichten zu müssen. Seine Badewanne unter der Falltür wird zum Beispiel über das Feuer im Kaminofen beheizt. □

Sieben Tage Zeit bekamen britische Fotojournalisten, um Heimstätten ihrer Landsleute zu fotografieren. Die besten Porträts fanden den Weg in den Bildband „UK at Home“, aus dem die hier gezeigten Bilder stammen. Die Initiatoren des von Ikea gesponserten visuellen Großereignisses sind der Amerikaner Rick Smolan und seine Frau Jennifer Erwitt, die Inhaber des Verlages „Against all Odds“.

Hufelandstraße 5:
Aus »Laufmaschenreparatur Krause«
wurde »Ballettladen Baron«, Inbegriff
für wohl situiertes Familienglück



EINE DEUTSCHE STRASSE

Hufelandstraße, Berlin: Ein Ostberliner Fotograf hat die Bewohner kurz vor der Wende porträtiert – und kehrt gut 20 Jahre später noch einmal zurück auf diesen knappen Kilometer alte neue Heimat. Um zu erinnern, und um zu fragen: Was ist zusammengewachsen, was getrennt geblieben?

von Harf Zimmermann (Fotos) und Andreas Wenderoth (Text)



EINE DEUTSCHE STRASSE

In der Hufelandstraße gibt es nur noch zwei Häuser, die nicht saniert worden sind. Zwei von knapp 50. In einem wohnt Werner Dorow seit 1963 mit seiner Frau. Hinterhaus, Erdgeschoss, 70 Quadratmeter. Draußen blättert der Putz, aber drinnen ist es gemütlich, und Dorow hat keinen Grund, umzuziehen.

Eine Weile hat er das Hausbuch geführt. Obwohl er eigentlich den aus dem dritten Stock links empfohlen hatte, denn der war in der Partei und musste jedem auf die Nase binden: „Ich bin Genosse.“ Sein anderer Lieblingssatz: „Ich bin polytechnisch gebildet.“ Sie machten Witze über ihn, und als er nach der Wende den „Stones“-Aufkleber mit der roten Zunge auf seinem Briefkasten fand, musste er weinen.

Mit 72 Jahren ist Werner Dorow so etwas wie das Gedächtnis der Hufelandstraße. Kein Geschäft, kein Auto, keine Person, an die er sich nicht erinnern würde. Er ist ein Mittler zwischen den Zeiten, ein Sammler der vielen Geschichten seiner Straße.

Sie hat zwei Weltkriege und die DDR relativ unbeschadet überstanden. Mit 650 Meter Kopfsteinpflaster, unterbrochen von drei Querstraßen, verbindet sie die Hauptverkehrsader Greifswalder Straße mit dem Volkspark Friedrichshain. Benannt nach dem Leibarzt Friedrich Wilhelms III., zählt sie zu den Hauptadern des Bötzowviertels, einer der beliebtesten Wohngegenden des angesagten Prenzlauer Bergs. Die Gründerzeithäuser, zu DDR-Zeiten verfallen, erstrahlen seit der Sanierung des Quartiers in den 1990er Jahren von Neuem.

DER FOTOGRAF Harf Zimmermann ist zurückgekehrt in die Straße. Jeden Winkel, jede Ecke, jedes Geschäft hatte er hier 1986 für seine Diplomarbeit fotografiert und die Handabzüge für 2,50 Ostmark verkauft.

„Wenn ich fünfe sagte, zuckten se schon!“ Inspiriert durch das Buch „East 110th“ des Magnum-Fotografen Bruce Davidson, in dem jener das Leben in einem New Yorker Wohnblock dokumentierte, war auch Zimmermann mit einer alten Vorkriegs-Linhof 9x12 durch seine Straße gezogen.

Die Hufeland war ja nicht irgendeine Straße; mit ihren vielen kleinen privaten Geschäften und den schönen Altbauwohnungen war sie schon zu DDR-Zeiten eine Oase des Bürgerlichen. „Das war nicht Proleten-, sondern Vorderhaus-Prenzlauer Berg“, sagt Harf Zimmermann. Er wollte mit seinen Bildern auch die Schönheit des Quartiers bewahren.

23 Jahre später sucht er nach den Menschen, die er damals fotografiert hat, um sie jetzt in derselben Umgebung noch einmal vor die Kamera zu stellen. Er klopft an Türen, klingelt, fragt. Sucht nach Spuren des Alten, aber findet fast nur Neues. Ungläubig betrachtet er jenen Ort, der ihm entglitten ist. Es ist ja nicht so, dass hier Gebäude zerstört worden wären, im Gegenteil, mit viel Geld wurde alles herausgeputzt und verschönzt. Dennoch scheint es, als hätte eine große Welle all das weggespült, was einmal die Substanz der Straße war.

Zu Ostzeiten, sagt Zimmermann, habe er darunter gelitten, dass der Krieg an jeder Ecke noch sichtbar gewesen sei. Heute irritiere es ihn, dass er gar keine Geschichte mehr sehe. Natürlich sei er froh, dass die Häuser erhalten geblieben sind, doch komme ihm seine alte Straße heute vor, „als hätte jemand die Neustart-Taste gedrückt“.

Statt Gardinenspannerei und Laufmätschenladen jetzt Umstandskleidung und Kindermode. Spielzeugläden mit Laufrädern aus Holz, Cafés mit Müslisortiment und die Kreativ-Kita „Bunter Elefant“, die Heilpflanzenkurse anbietet. Statt der alten



Viele zogen fort, doch Familie Sänger (Nr. 12) ist geblieben: »Wir können uns kein schöneres Leben vorstellen als hier«





Nummer 17: Selbstbewusste Mitarbeiter
der Fleischerei Neumann, einer der
vor der Wende ungewöhnlich vielen Familien-
betriebe in der Hufelandstraße



Linden jetzt schnell wachsende Platanen, vor deren Schatten sich einige Bewohner fürchten, weil sie den Wert ihrer hellen Vorderhauswohnungen mindern könnten.

Das Durchschnittsalter der Anwohner liegt bei 36 Jahren, die Gegend ist fest in der Hand junger Familien. Ausgetauscht: Fassaden, Geschäfte, Anwohner. Geschichte, Heimat, Gedächtnis.

HARF ZIMMERMANN ist wieder mit einer großen Plattenkamera unterwegs, hin und wieder verschwindet er unter einem schwarzen Tuch, dirigiert mit den Händen. Manche sprechen ihn an, er war bekannt hier. Bei anderen hilft er nach: „Kennen Sie mich nicht?“ Holt die alten Bilder hervor; mit den Fingern deuten die Leute auf seine Fotos und identifizieren ihre Bekannten. „Tot, tot, auch nicht mehr da...“

Einige aber sind geblieben. Norbert Sänger zum Beispiel. Zimmermann hatte damals einfach bei ihm geklingelt und um einen Fototermin gebeten. Auf ein Podest im Schlafzimmer hatte er Familie Sänger gestellt, an die Ecke des Bettes mit brauner Blumenmuster-Tagesdecke.

Sänger ist kaum gealtert. Statt der Hornbrille trägt er jetzt eine modische Brille mit rotem Streifen. Und macht immer noch daselbe wie damals. Er singt. Norbert Sänger ist erster Tenor im Rundfunkchor Berlin, hat zwei Grammys und sagt: „Ich könnte mir kein schöneres Leben vorstellen.“

Mitte der 1980er Jahre, als seine Frau mit ihrem dritten Kind hochschwanger war, hat Sänger das Türschloss aufgebrochen und ist kurzerhand eingezogen in die Wohnung, die schon ein Jahr leer stand. Die Genehmigung hat er sich später besorgt.

Eine vielschichtige Nachbarschaft hatte er sich da beschert – einen gab es sogar im Haus, den Sänger nie grüßte. Nachts stieg der manchmal übers Baugerüst ein und zertrümmerte eine Scheibe, weil seine Frau, die er mehrfach fast totgeschlagen hatte, ihn nur ungern nach Hause ließ. Und da war Martha Hähnel, die unbedingt 100 Jahre alt werden wollte. Und wirklich erst starb, nachdem der Bürgermeister mit Blumen vorbeigekommen war. Den im Seitenflügel haben sie alle nicht ernst genommen. Mit dem Leben nach der Wende kam er nicht



klar. Noch die Olympischen Sommerspiele sehen und sich danach umbringen, hatte er angekündigt. Und dann haben sie ihn viele Wochen später gefunden. Tot.

WER HEUTE in einem der Cafés im unteren Teil der Straße sitzt, wird Zeuge einer Gesellschaft, die mit sich im Reinen ist. Menschen, die beim Latte macchiato Projekte besprechen. In den Gesichtern entspannte Geschäftigkeit.

Drüben in der Saftbar nippt Schauspieler Daniel Brühl lässig am Shake, sein Kollege Axel Prahl läuft in kurzen Hosen vorbei. Nur Schauspielerin Nina Hoss macht sich rar, obwohl sie gleich nebenan unter dem Dach wohnt. Vermutlich ein Dreh.

Zimmermann betritt die Arztpaxis am oberen Ende der Hufelandstraße. Die Rezeption des Allgemeinmediziners Dr. Scherzer ist eine Anlaufstelle. Wer in der 60 Jahre alten Kartei von Sprechstundenhilfe Otto Bredendiek, 45, vermerkt ist, kann auch ermittelt werden. Der gelernte Eisenbieger weiß, wer wo zu finden ist.

Oder, weshalb nicht mehr.

Friede Pilzecker, 96, mit hellblonden Haaren und roter Bluse, muss nicht ermittelt werden. Sie kommt sowieso fast täglich, wenn sie Lust auf ein Pläuschchen verspürt. Also reden sie über Verschiedenes.

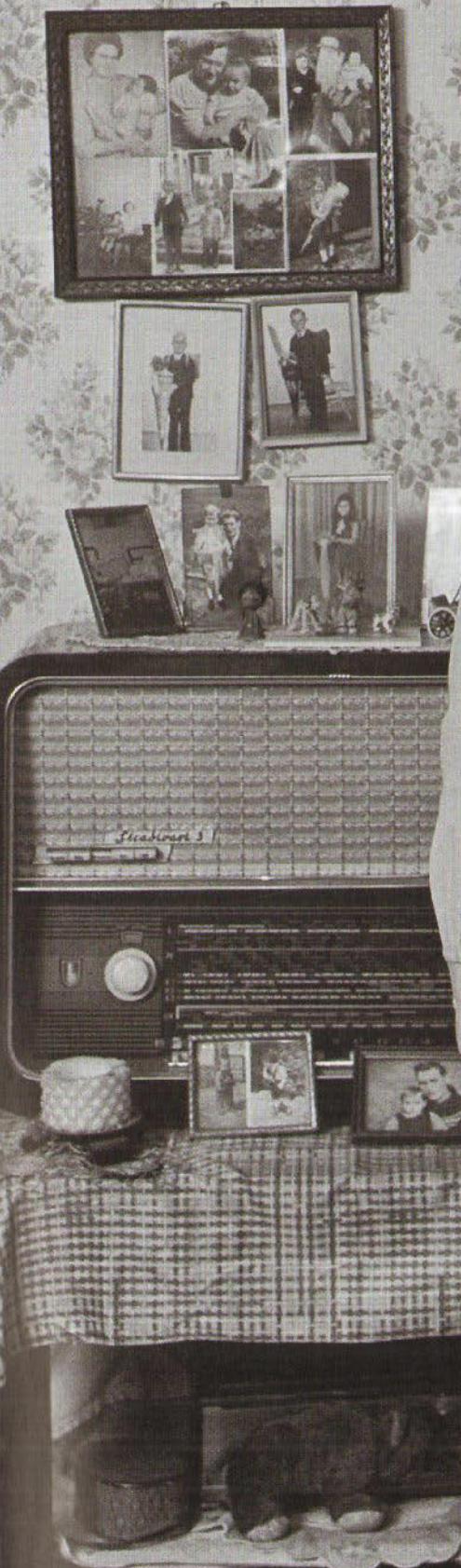
Das heißt, vor allem redet Frau Pilzecker, die als älteste Bewohnerin der Straße natürlich einiges zu sagen hat. Seit 1947 in der selben Wohnung, hat sie die meisten Nachbarn überlebt. Sie hatte nach dem Krieg den ersten Telefonanschluss der Straße. 30 Jahre lang stand sie hinter der hufeisenförmigen

Wohnen in Parknähe: Die attraktive Lage der Hufelandstraße hat die Gentrifizierung des Viertels stark beschleunigt

Vor der Wende waren die Spuren des Zweiten Weltkriegs noch an vielen Ecken in der Hufelandstraße zu sehen. Inzwischen ist das Viertel durch saniert (wie die Bilder in der zweiten und vierten Spalte zeigen). Was trotz vieler Veränderungen erhalten blieb, sind unzählige Klein- und Familienbetriebe, die bereits zu DDR-Zeiten den bürgerlichen Charme des Bötzowviertels ausmachten. »Das war schon damals nicht Proleten-, sondern Vorderhaus-Prenzlauer Berg«, sagt Fotograf Harf Zimmermann



Protagonisten einer untergegangenen Welt:
Frau Töpfer, Hausnummer 31, die so stolz war
auf ihren Enkel René, den Unteroffizier





Theke des besten Fischgeschäfts der Gegend und hatte seinerzeit persönlich beim SED-Bürgermeister um eine Erhöhung der Ölsardinen-Zuteilungen gebeten. Trotz all der neuen Cafés vermisst sie ein wenig das Flair der alten Geschäfte. „Unsere Hufelandstraße“, sagt sie, „war doch der Kurfürstendamm des Ostens.“

Otto Bredendiek, in dessen Erinnerung die Hufelandstraße aus dunkelgrauen, zerfallenen Fassaden bestand, widerspricht nicht, da dies ganz sicher Widerspruch von Frau Pilzecker nach sich zöge.

HARF ZIMMERMANN fragt sich, wo die Menschen geblieben sind, die einst die Mischung der Straße ausmachten.

Tot oder verzogen: der schwule Kellner, der in roten Pumps und Kunstpelz auf seinem Motorroller saß und bei der Bäckersfrau einmal ungebührlich aufgefallen war, weil er ihre Schrippen mit weiblichen Geschlechtsorganen verglichen hatte.

Der Klavierstimmer Franz Liszt, der als hilflose Person auf der Straße endete, in besserer Zeiten aber einen Mercedes Diesel aus den 1930er Jahren besaß, mit dem er stets nur im Kreis fuhr. Wenn überhaupt; oft saß er auch nur darin und fütterte durch das heruntergelassene Fenster die Tauben.

Die Kellnerin, die sich scheiden ließ, nachdem ihr Mann, nur wenige Tage vor dem Mauerfall, über die Demonstranten sagte: „Meinetwegen hätten sie ruhig auf die schießen können!“

Nur an wenigen Ecken lugt der alte Osten noch hervor. In der Hufelandstraße 9, im Durchgang zum Hinterhof, hängt der Schnipsel eines alten Plakats. „Weltjugendfestspiele 1973“. Auch die Straßenlaternen, die immer noch blenden, stammen aus DDR-Zeiten. Der Waschbeton der Pfeiler ist derart rau, dass man sich an ihm die Haut aufreißt. Das Kopfsteinpflaster ist geblieben, der „Modefriseur Seidelbach“, der heute „Die Friseure“ heißt, die Bäckerei Kempe, das Elektronikgeschäft.

Und Schramms Gemüseladen. Hufelandstraße 3, rein privat geführt schon zu DDR-Zeiten. „Hallo Harf!“ Wilfried Schramm, 60, der Volkswirtschaft studiert hat, stieg früh ins elterliche Geschäft ein. „Die Handelsspannen waren staatlich festgelegt, musste

man nicht so viel rechnen“, sagt Schramm mit grüner „Echt Bio“-Schürze hinter den Bananen. Interessanterweise gingen zu DDR-Zeiten mehr Bananen über den Tresen. Wenn die staatliche Zuteilung kam, 20 Kisten pro Woche, waren sie in zwei, drei Stunden weg. Heute gibt es die Discounter um die Ecke, und Schramm verkauft gerade mal eine Kiste am Tag. „Wenn's super läuft“.

Auf dem alten Foto steht Schramm neben seiner Sackkarre vor bescheidener Auslage, Tomatenketchup aus Werder war stets knapp, Gewürzgurken im Glas gab's selten. Seine Eltern und die Angestellte, die sie sich damals noch leisten konnten, stehen neben Schramm.

Jahrelang hing das Bild hinten im Büro. Nun hat Schramms Frau das 45 Quadratmeter große Geschäft unter Feng-Shui-Gesichtspunkten eingerichtet, was ihr Mann etwas weniger ernst nimmt als sie selbst. Die Türöffnung haben sie vor Kurzem erweitern lassen. Jetzt passen auch Zwillingskinderwagen hindurch.

Alles scheint sich in der Hufelandstraße, wo die Schwangeren ihre Fruchtbarkeit ausspielen wie Schramm sein Gemüse, ums Kind zu drehen. Selbst in dem Hundeaccessoire-Laden preist Inhaberin Christina Sieber gern das Standardwerk „Hundekunde kinderleicht. Was Kinder- und Hundeerziehung gemeinsam haben“.

Hinter vorgehaltener Hand wird in vielen Läden von der Kinderdiktatur in der Straße geredet. Der Satz eines Fünfjährigen: „Wer nichts wird, wird Verkäufer“, bleibt ebenso gewöhnungsbedürftig wie die entspannte Reaktion der Mutter, die, nachdem ihr Kind ein Häufchen mitten in den Laden gesetzt hatte, riet: „Mit Papiertüchern können Sie das prima wieder wegmachen.“ Auch die Friseurin reagierte mit Befremden, als eine Mutter hereinkam, mit dem Finger auf sie zeigte und das Kind fragte: „Willst du dir von der Haare schneiden lassen oder sollen wir woanders hingehen?“

HUFELAND 42. Uwe Märzke sitzt im Erdgeschoss in seinem kleinen Tonstudio und probiert ein Keyboard aus. Wie Trophäen aus einer besseren Zeit hängen ein halbes Dutzend Gitarren an den Wänden; er kann sie nicht mehr benutzen, seit er nach einem



Schlichtes Weiß statt Blümchen in Nr. 6:
Wo einst die Hausbar stand, haben die neuen
Bewohner den Computer platziert







Uwe Märzke (r.) und seine Band
»Phonolog«, die durch die
sozialistischen Bruderländer tourte
und längst Geschichte ist

Auftritt im Auto eingenickt und gegen einen Baum geprallt war. Die Finger der linken Hand kann er kaum noch bewegen.

Er hat umgesattelt, Keyboard und Gesang, spielt, weil nur eine Band nicht genug Auftritte abwirft, noch in einer zweiten, „Joy Venture“ und „Berluc“, die beide zu DDR-Zeiten mal große Nummern waren. Märzke hat immer noch lange Haare und ist auch mit 55 Jahren blass genug, um glaubwürdig als Rock ’n’ Roller durchzugehen.

Die Lederjacke, die er auf Harf Zimmermanns altem Foto trägt, hatte er einem Techniker in Rumänien abgekauft, der sie wiederum von einem Seemann in Geldnot hatte. „Ist ’ne richtig gute Jacke.“

Leider passt sie ihm nicht mehr, „Phonolog“, seine alte Band, ist längst zerfallen. Sängerin Eva ist jetzt Sozialarbeiterin. Der Trommler spielt bei einer Country-Band, der Keyboarder macht Kabarett in Gera.

„Klar war es zu DDR-Zeiten leichter als Musiker“, sagt Uwe Märzke. „Wir waren ja Ersatzhelden für alle Bands, die nicht kommen konnten.“ Seine Haupteinnahmequelle ist heute eine Musikschule, in der er Rockgesang unterrichtet. „Losing Ground“ heißt quasi leitmotivisch der beste Song seiner neuen CD.

Es gibt eine Handvoll Fremdkörper in der Straße, die sich wie kleine Planeten gegen jeden Zeitgeist unbirrt auf ihren ganz eigenen Bahnen bewegen. Dazu gehört auch „Die kleine Deponie“, wo Märzke zwei- bis dreimal in der Woche Blutwurst mit Sauerkraut isst. Deutsche Küche an uriger Stätte mit günstigsten Preisen. Heute wie damals.

An diesem Tag trifft Märzke dort auf Harf Zimmermann, den er seit Jahren nicht in der Hufelandstraße gesehen hat. Da beide im Wesentlichen immer noch das tun, was sie damals taten, sich also treu geblieben sind, knüpft die Konversation fast nahtlos an frühere Gespräche an. Zimmermann sagt, dass er ein Foto machen möchte. Schräg gegenüber, an derselben Ecke wie damals, mit allen Bandmitgliedern. „Das kriegen wir hin“, sagt Märzke.

Als die Blutwurst kommt, reden sie über jene Zeit, als hier Kohlenhändler verkehrten, und über Marlies, wie sie ihre Gäste anranzte. Wenn jemand zu lange aß: „Werdet ihr heut noch fertig?“ Wenn einer den Teller

nicht zurückbrachte: „Du bist hier nicht im Hilton!“ Manchmal klebte mittags ein Zettel an der Tür, auf dem zu lesen war, dass der Herd ausgefallen sei.

Eingeweihte wussten natürlich, dass Marlies mal wieder hinter dem Tresen lag, weil sie sich selbst noch schneller nachschenkte als ihren Kunden.

DIE BESONDERE MISCHUNG aus Alkoholikern, Wissenschaftlern und Künstlern hat Frau Dr. Richter aus der Nummer 28 immer als anziehend empfunden.

Aber wie der Bodensatz in einem Glas, in das fortwährend frisches Wasser gegossen wird, langsam verschwindet, so verdrängen auch die Zugezogenen genau das, wonach sie eigentlich gesucht haben: das Unangepasste. Die soziale Melange, die ihnen ein Berlin-Gefühl versprach und jetzt nur noch als Ahnung existiert. „Die Besonderheit der Straße schleift sich ab“, sagt Frau Richter, die Filzpantoffeln trägt.

Die Zugezogenen machen heute etwa 70 Prozent der Bewohner aus. Die meisten Wohnungen sind Eigentum, 2800 Euro pro Quadratmeter und mehr. Grönemeyers Produzent und Biolek besitzen Wohnungen hier, Ex-Porsche-Chef Wiedeking ein Haus.

Nach der Sanierung war der junge Mann aus dem Erdgeschoss, Seitenflügel, nicht wiedergekommen. Frau Richter beschreibt ihn als freundlich, doch ungeübt im Umgang mit den gesellschaftlichen Erfordernissen der Nachwendezeit. „Es war ihm zum Beispiel nicht möglich, früh aufzustehen.“ Weil er ein wenig dazuverdienen wollte, nahm er im Wendejahr eine 14-köpfige Roma-Familie in seiner Einzimmerwohnung auf, was zu einer „gewissen Unruhe“ im Haus führte. Da ihn die Führung seiner Finanzen überforderte, hatte er mit einer pensionierten Kripobeamtin von oben vereinbart, dass sie stets sein Geld in Empfang nahm und nur in Raten an ihn auszahlte.

„Solche Menschen“, sagt Frau Richter mit Bedauern, „solche Menschen gibt es hier leider nicht mehr.“ □

Nicht nur der Fotograf, auch der langjährige GEO-Autor ANDREAS WENDEROTH recherchierte für diesen Beitrag über die Hufelandstraße auf vertrautem Terrain: Wenderoth wurde in Berlin geboren, hat in Berlin studiert und an Berliner Zeitungen das Journalistenhandwerk erlernt.



Auferstanden aus Ruinen: Hausnummer 16
hat in der Renovierung eine
erstaunliche Verwandlung erlebt (r. und o.)



DIE HEIMAT DER BESCHEIDENEN

Geklöppelte Spitzendecken, vergilzte Familienbilder. Karge Stuben, in denen alte Frauen und Männer verharren. Der Niederländer Bert Teunissen reist quer durch Europa, um eine Welt zu porträtieren, in der Wandel und Wohlstand nie angekommen sind. Jedes Zimmer: ein Blick zurück. Und ein ganzes Leben

von Gesa Gottschalk (Text) und Bert Teunissen (Fotos)



COTARGACI | RUMÄNIEN







VELKE KARLOVICE | TSCHECHIEN

Als Bert Teunissen das Haus von Marie Valdson betritt, steht er in ihrer Küche und in scheinbar vollkommener Dunkelheit. Erst nach einem Moment nimmt er die Glühbirne wahr, die über dem Herd funzelt. Ruß und Fett von Jahrzehnten haben Wände und Decke geschwärzt. Es riecht warm und salzig nach Holzrauch und ein wenig scharf nach Ammoniak. Hinter der Wand gackert ein Huhn.

„Wunderschön“, sagt Teunissen.

Für dieses Gefühl ist er hierher gekommen, an den Rand Europas, in die Einöde Estlands, in das halb verlassene Dorf Meleski. Und schließlich zu diesem im Wald versteckten alten Hof, der Tasa Talu heißt. Um zu fotografieren, natürlich, aber zunächst doch für diesen Moment des Glücks.

In solchen Augenblicken kehrt Teunissen, der Werbe- und Modefotograf, in Gedanken zurück in die niederländische Provinz. Dort, in Ruurlo, hatte sein Großvater in der alten Dorfpost ein Kleidergeschäft geführt und seine Kinder großgezogen. Der Enkel Bert mochte das alte Haus mit seinen merkwürdigen kleinen Treppen und Winkeln, er mochte das Licht und die Schatten und die Wärme.

In den späten 1960er Jahren fanden seine Eltern es an der Zeit, das Gebäude zu modernisieren. Die Familie zog aus und kehrte ein Jahr später im Triumph zurück: Ein Sommertag, kurz vor dem Schlussverkauf, das ganze Dorf war da, der Bürgermeister schnitt das Band durch. Alle feierten das saubere, hübsche, moderne Ergebnis der Bauarbeiten. Nur ein Kind trauerte um das Verschwundene: der neunjährige Bert.

Seitdem berührt es den Fotografen, wenn er eine alte Küche betritt, wie jetzt in Estland. Wenn die Haustür geschlossen und die Glühbirne ausgeknipst ist, ist es stockfinster in der Küche. „Das wird schwierig“, murmelt der Fotograf und macht die Tür weit auf. Was der verregnete Junitag an Licht aufbringen kann, fällt in einem schmalen Streifen bis zum Herd.

Bert Teunissen dirigiert die 86-jährige Marie Valdson auf einen Holzschemel. Wenn sie steht, ist ihr Rücken von Arbeit und Alter fast in einen rechten Winkel gebeugt. Auch auf dem Hocker sitzt sie gekrümmt, und regungslos wie eine Statue. Eine große Hand ruht auf ihrer karierten Schürze, mit der anderen hält sie sich an der Herdstange fest. Durch den Spalt der geöffneten Klappe leuchtet das Feuer.

Der Fotograf hat seine Großbildkamera auf das Stativ geschraubt; mit den Fingern





MARIE VALDSON | TASA TALU | ESTLAND

formt er ein Okay-Zeichen über dem Objektiv, folgsam schaut Marie Valdson in die Kamera. Teunissen drückt den Auslöser. „Een, twee, drie ...“, zählt er. Bis 40. Marie Valdson röhrt sich nicht.

Vieleicht, denkt Teunissen, erinnern sich die alten Leute dabei an ihre Kindheit, als man noch still sitzen musste beim Fotografen. Als seltsam feierliche Aufnahmen entstanden wie die Bilder, die Teunissen am Beginn seiner Reise gesehen hat. Im Fotografiemuseum in Tallinn ist er darauf gestoßen und hat sie sorgfältig betrachtet, diese unbekannten, längst verstorbenen Esten.

Das Museum war das einzige Positive an dieser Stadt, in deren alte Häuser bereits die Ladenketten eingezogen sind, und wo auf den Straßen Leute in mittelalterlichen Kostümen versuchten, Touristen in ihre Lokale zu locken. „Disneyland“, sagte Teunissen und stieg in seinen alten, silbernen Volvo, um Tallinn schnell hinter sich zu lassen.

Das hat er gelernt in den 14 Jahren, die er schon durch Europa fährt, um ein Gefühl für die Nachwelt zu konservieren: das Wohngefühl von Generationen von Europäern, die ihr Leben lang in ihrem Dorf wohnten, ihrer Heimat, ihrem Heim. Das Wohngefühl von Europäern, die sich mit dem einrichteten, was sie geerbt oder sich zur Hochzeit geleistet hatten. Und es dorthin stellten, wo es ihnen das Tageslicht diktierte: das Bett in die dunkelste Ecke, den Tisch ans Fenster. Teunissen will dieses Leben einfangen, bevor es abgerissen oder wegmodernisiert wird.

DIE MEISTEN EUROPÄER wollen und müssen nicht mehr so wohnen. Auch nicht in Estland, das sich nach Westen ausrichtet, das den kostenlosen Zugang zum Internet für jeden Bürger als Grundrecht garantiert.

Doch der Fotograf weiß, wo er suchen muss. In die Städte kommt der Fortschritt zuerst. Dann breitet er sich entlang der großen Straßen aus. Und am Wasser: Wo Wasser ist, sind Touristen, mindestens aber Wochenendhäuser. Also raus aus der Stadt, runter von der Autobahn, weg von den Menschen. Das heißt meistens aber auch: weg von Jugend und Geld.

Auf seinen Reisen in Europas Vergangenheit trifft der Fotograf die Zurückgelassenen, deren Kinder in die Städte gezogen sind oder ins Ausland. Die zu arm sind, um zu folgen, oder zu alt. Oder zu tief verwurzelt. Diese sind Teunissen vielleicht die liebsten.

Marie Valdson wurde auf Tasa Talu geboren, ebenso wie ihre Mutter und ihre Großmutter. Sie lebt allein mitten im Wald, in dem Haus mit der vollgestellten Stube,

in der noch die Jacken ihres verstorbenen Mannes hängen. Manchmal kommen ihre Tochter und ihr Schwiegersohn, und manchmal ruft ihre Freundin Salme Hein an. Sie wohnt im letzten Haus an der Straße aus Meleski hinaus. Wenn diese Salme Hein nicht mit dem Rad zum Konsum hätte fahren wollen – Teunissen wäre nie in Marie Valdsos Küche gelandet.

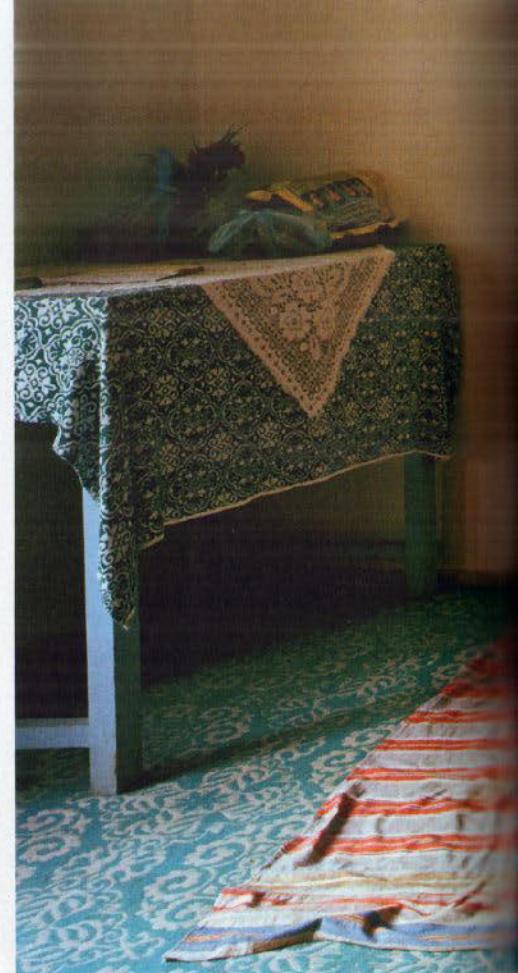
Er hatte dieses Dorf schon abgehakt, wo die Hälfte der Dächer eingestürzt ist, wo ihm auf sein Klopfen niemand öffnete. Er wollte im nächsten Ort sein Glück versuchen, bevor der Regen zu stark wurde. Doch dann hatte er Salme Hein gesehen, pausbäckig, im Kopftuch, und ihr Häuschen, das vielversprechend aussah, sicher über 100 Jahre alt. Sie hatte die russischen Sätze verstanden, mit denen Teunissens litauische Assistentin Marija ihn auch durch Estland und Lettland lotst. Nachdem Salme Hein in ihrer Küche fotografiert worden war, hatte sie aus dem Nebenzimmer einen vielfach gefalteten Zettel geholt, aus den Tiefen ihrer Bluse ein Handy geangelt: Sie habe da eine Freundin, in einem Haus im Wald.

Marie Valdson hatte ihr Hörgerät ausgeschaltet. So war Salme Hein zu dem Fotografen ins Auto gestiegen und hatte ihn über holprige Waldwege nach Tasa Talu gelotst. Bert Teunissen verlässt sich darauf, dass ihm solches Glück widerfährt.

IMMER WENN ER GELD für einen weiteren Teil Europas zusammen hat, packt der Fotograf seinen Volvo voll mit einem Ersatzreifen, Lesebrillen, einem Kilogramm Lakritz, den „Dropjes“, und einem Atlas – er glaubt nicht an Navigationsgeräte. Und dann nur weg von den dicken roten Straßen, hin zu den dünnen weißen, die in der estnischen Wirklichkeit sandig sind und durch eine weiß-grüne Landschaft führen aus Birken, hohem Gras, Pusteblumen und Schafgarbe.

Nur selten sieht er einen Bauern bei der Arbeit. Über die brachliegenden Felder stolzen Störche. Sie nisten auf Telefonmasten, auf den Dächern verlassener Häuser und den gemauerten Schornsteinen verfallener Fabriken. Das haben die Sowjets hinterlassen: Betonrippen ehemaliger Schweinemästereien, Plattsiedlungen am Dorfrand, meist nur zwei, drei Häuserreihen.

Während der Fahrt peilt Teunissen in alle Richtungen, verlangsamt an Einfahrten, schiebt zwischen Bäumen hindurch. Manchmal hält der Volvo vor einem alten Haus, die Pfingstrosen blühen noch links und rechts der Schwelle, doch ein Fenster ist eingeschlagen, und der Fotograf murmelt: „Zu





LESKA | BULGARIEN



BOBESHINO | BULGARIEN

spät.“ Er erkennt schneller als Marija, welche Häuser verlassen sind: am Gras in der Auffahrt, an verwelkten Blumen hinter der Gardine, am Vorhängeschloss vor der Tür. Und er weiß, welche Zeichen auf neue Bewohner hindeuten, auf Stadtleute oder Familien mit Kindern: Spielzeug im Vorgarten, Marienkäfer aus Ton. Laute Musik. Neue Fensterrahmen aus Kunststoff, Dichtungsschaum, der aus den Ritzen quillt.

Solche Häuser muss Teunissen nicht betreten; er weiß, sie wurden renoviert. Er gönnt den Bewohnern ihre Bequemlichkeit, doch was er sucht, haben diese Häuser verloren. Er würde Heizkörper darin finden und eine Schrankwand aus dem Möbelhaus.

Auch wenn er ein gutes Haus gefunden hat, steht seine Kamera noch längst nicht in der Küche. Dann läuft er fremde Wege hinauf, klopft an fremde Türen. Den Mann, den er aus dem Mittagsschlaf klopft, die Frau, die aus dem Garten kommt, muss in Estland erst mal Marija überzeugen, auf Russisch. Teunissen grüßt, er lächelt, während seine Assistentin ihr Sprüchlein aufsagt von dem Mann, der aus den Niederlanden gekommen ist, um alte Häuser zu fotografieren. Manche führen ihn bereitwillig ums Haus herum, aber hinein? Auf keinen Fall! Andere zieren sich, die Küche könne er fotografieren, aber sie selbst mit auf dem Bild? In der alten Schürze?

Bert Teunissen weiß, wann eine Schlacht verloren ist. Er sieht es in den Gesichtern. Und während Marija noch weiterredet, wendet er sich dann schon ab, plötzlich kühl, wie ein enttäuschter Liebhaber.

Selbst wenn Marija Erfolg hat, bleibt ihm der Zugang manchmal verwehrt. Dann wird das Haus von Wesen verteidigt, die Teunissen mehr fürchtet als Kettenhunde: von resoluten Ehefrauen, die ihre gutmütigen Männer ausschimpfen. Von erwachsenen Söhnen, die gerannt kommen, ihre alten Väter schelten und die Fremden zu ihrem Auto zurückdrängen. Sie sagen in allen Sprachen dasselbe: Wildfremde Fotografen? In unserem Haus? Hast du den Verstand verloren?

Teunissen versteht das. Schließlich, sagt er, sei es die drittversönlichste Sache, die man einem Menschen abverlangen könne, sein Heim zu betreten. Fast so intim, wie wenn jemand seine Seele öffnet oder seinen Körper berühren lässt.

UND TROTZDEM. Immer wieder erlauben Menschen Bert Teunissen, seinen schweren Koffer über die Schwelle zu schleppen. Er betritt ein Häuschen, das ein alleinstehender Mann mit jener Disziplin sauber hält,



BREST | MAZEDONIEN



die er in der sowjetischen Armee gelernt hat. Er kommt in eine schmutzige Küche, in der es hinter der Tapete knistert vor Schaben. Er trifft Frauen, die sich schnell ihre beste Bluse anziehen, und Männer, die sich in fleckiger Jogginghose ablichten lassen. Auf dem Herd steht mal das Mittagessen, mal ein Kochtopf mit Unterhosen.

Manchmal muss der Hund mit aufs Foto, selten ist ein Kind im Haus. Er trifft Schicksalsgemeinschaften: einen Mann und seine erwachsene Stieftochter; eine Witwe und ihre Töchter; eine Frau, die eine Hälfte ihrer Käse für den verarmten Nachbarn abgeteilt hat. Er fotografiert den Ingenieur, der seit der Schließung der Fabrik an den Autowracks in seinem Garten herumschraubt. Und den Mann, dessen Frau nicht mit aufs Bild will, weil er betrunken ist. Meistens läuft ein Fernsehergerät.

Der Fotograf schwärmt von Portugal, wo fast niemand ihn abwies, und wo zu jedem Foto auch ein Schnaps gehörte. Er hat stocktaube bayerische Bauern herumgekriegt und misstrauische Kosovo-Albaner. Er weiß, wie er seine Ausrüstung unbeschadet an den Zöllnern auf dem Balkan vorbeiargumentiert. Nur in Thüringen hat niemand ihn hereingelassen.

Im Baltikum hat er zum ersten Mal sein Buch „Domestic Landscapes“ dabei, in dem er Bilder aus den ersten zehn von ihm für das Projekt bereisten Ländern veröffentlicht hat. Doch die meisten Menschen blättern nur höflich darin. Einzig Marie Valdson und Salme Hein sitzen nebeneinander vor dem Haus wie zwei Mädchen auf der Schulbank und fahren immer wieder mit dem Zeigefinger über die Fotos auf den glänzenden Seiten. Da posieren hochbetagte Frauen in weiß getünchten portugiesischen Kächen, an blitzsauberen flämischen Kaffeetischen, an Feuerstellen in Spanien. Murmelnd kommentieren die Estinnen die Jagdtrophäen an der Wand hinter einem Deutschen, Dutzende Rehschädel.

Doch auffälliger als die Unterschiede sind die Gemeinsamkeiten dieser Europäer. Die Wachstuchtischdecken. Die Kalender an der Wand, mal mit religiösen Motiven, mal mit Blumen, meistens ein Werbegebschenk der örtlichen Bank.

Als Teunissens Fotos einen New Yorker Kritiker an Vermeer erinnerten, ärgerte sich der Fotograf. Einfallslos fand er den Vergleich zweier Niederländer. Inzwischen aber sieht er selbst die Ähnlichkeiten zwischen seinen Bildern und denen des niederländischen Barocks. Niemals benutzt er Kunstlicht – und erreicht damit, dass der

Betrachter bei einer Frau im Haushaltsskittel an das „Mädchen mit der Perle“ denkt.

Es war immer das Licht, nach dem er gesucht hat. Das Licht einer Zeit, in der er noch keine Ahnung hatte, dass er einmal Fotograf werden würde. Zwar kaufte er sich als Jugendlicher vom Lohn seines ersten Sommerjobs eine Kodak Instamatic. Aber er musste erst zwei Studiengänge abbrechen, bevor er Fotografie zu seinem Beruf machte: mit Modestrecken und Hochglanzanzeigen. Er war, sagt er, einer der Idioten in der Tretmühle.

Dann wagte er den Sprung: Er sagte seinem wichtigsten Kunden ab und steckte die Zeit in persönliche Projekte. Vor allem in die Suche nach dem verlorenen Licht von Großvater Alberts Haus in Ruurlo. Über seine Reise durch Europa sagt er: „Das Projekt hat mich zum glücklichen Menschen gemacht.“

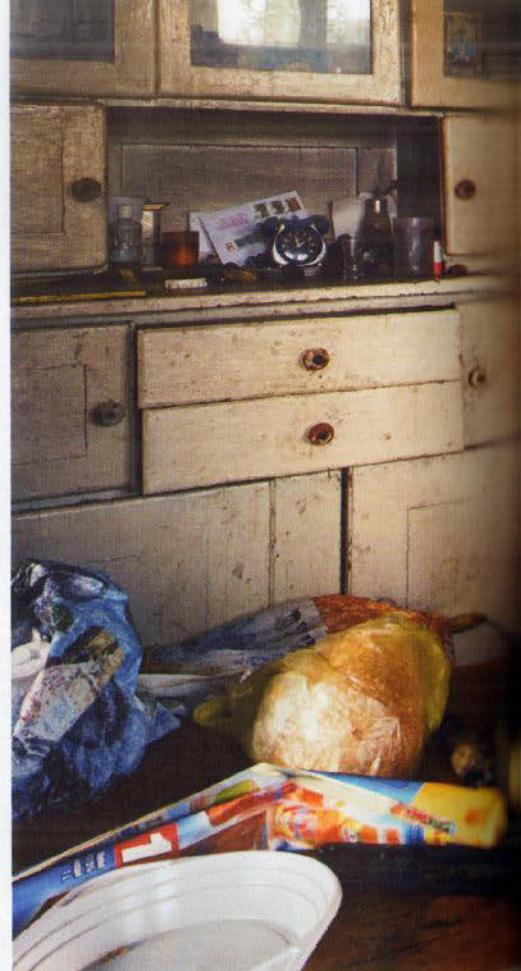
IST SEIN PROJEKT „Domestic Landscapes“ ein Selbsterfahrungstrip? Kunst? Eine Reportage? Nein, nein und nein, sagt Bert Teunissen: Es ist ein Archiv. Er schätzt, dass 80 Prozent der Häuser, die er fotografiert hat, bereits abgerissen sind. Er will die Erinnerung bewahren.

Deshalb ist es auch nicht schlimm, dass Marie Valdson ein wenig verschwommen sein wird auf dem Foto. Nicht zu verhindern bei einer Belichtungszeit von 40 Sekunden. Schließlich macht Teunissen keine Porträts. Die Menschen in seinen Bildern schenken den Räumen Leben. Aber man muss sie nicht erkennen können.

Bert Teunissen bleibt selten länger als eine Viertelstunde. Er klappt das Stativ zusammen, stopft ein schwarzes Tuch um seine Kamera im Koffer, klebt die Polaroid-Aufnahme in sein Notizbuch und schreibt Datum und Uhrzeit daneben: Tasa Talu #1. Dann bedankt er sich bei Marie Valdson und steigt ins Auto. An diesem Tag hält er vor 19 Häusern an. Viermal antwortet niemand auf sein Klopfen. Elfmal wird er abgewiesen. Er macht vier Fotos.

Im Herbst bringt der Postbote einen weißen DIN-A4-Umschlag nach Tasa Talu. Darin ist ein Brief, in dem Teunissen, auf Estnisch, noch einmal sein Projekt erklärt. Und ein Farbfoto. Darauf sitzt Marie Valdson in ihrer Küche, eine Hand auf der Schürze, eine Hand am Herd, das Gesicht leicht unscharf. Daheim. □

GEO-Autorin GESA GOTTSCHALK begleitete den Fotografen von Tallinn nach Riga. Sie war überrascht, wie Teunissen mit all den Wachhunden fertig wurde – wolfsähnlichen Geschöpfen, die wild bellten, und dann, nach gutem Zureden, schmusen und Pfötchen geben wollten.

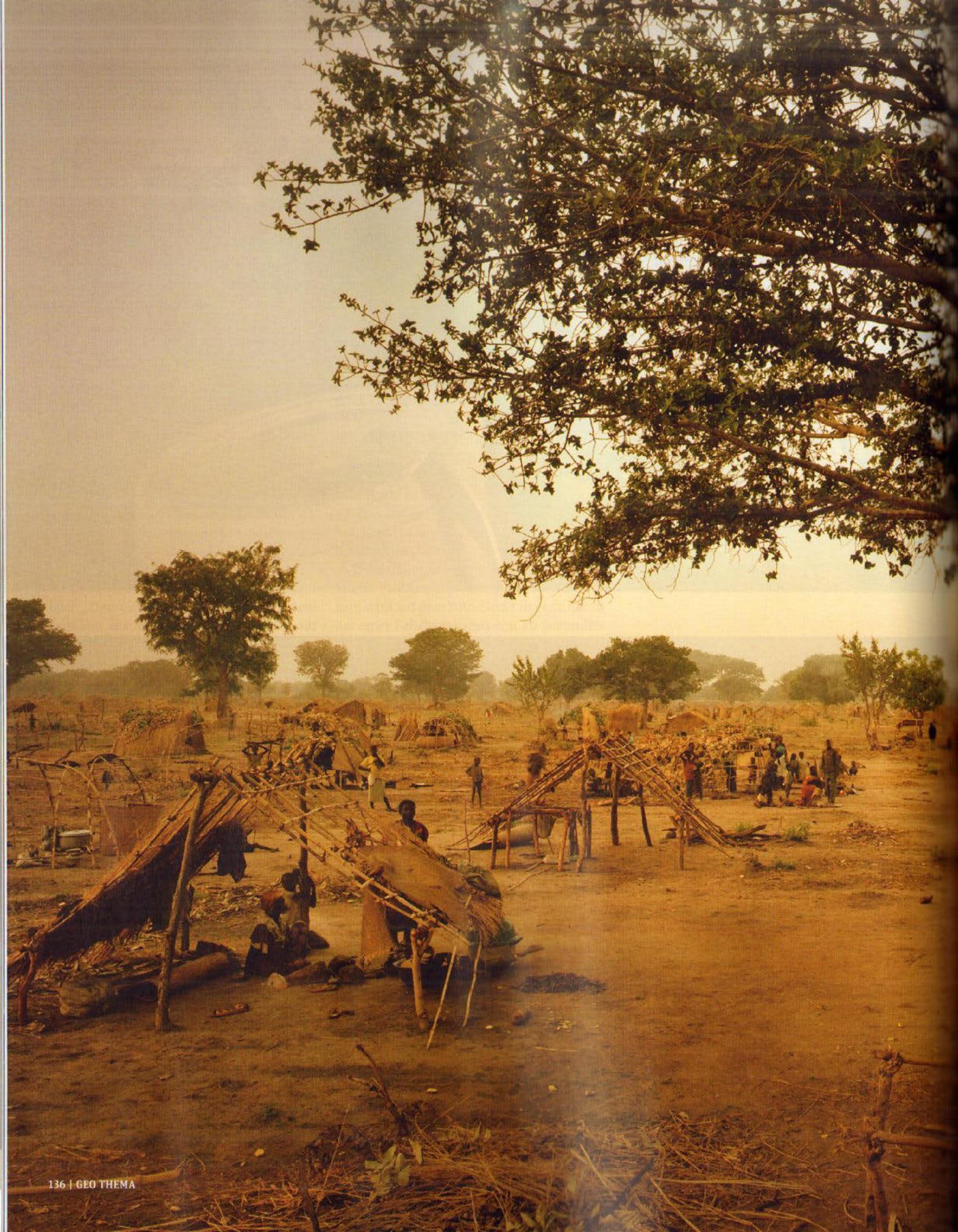


LONIOWA | POLEN



KOZIROG | BULGARIEN





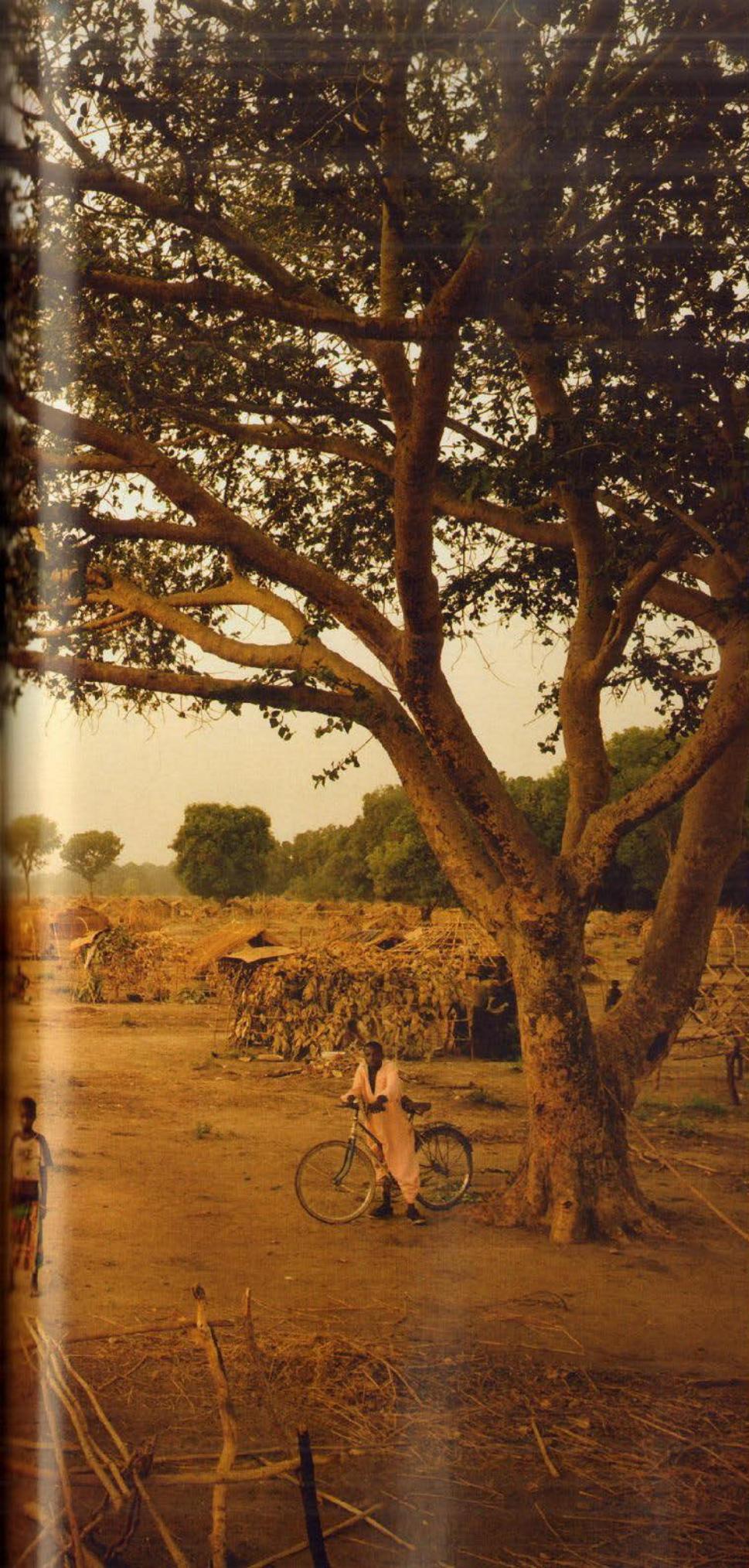
NEUE WELTEN IM NIRGEND- WO

Etwa 44 Millionen Menschen weltweit sind auf der Flucht: vor Krieg und Terror, Elend und Dürre. Die Lager, in denen sie Zuflucht finden, sind meist als Provisorien geplant, bleiben jedoch oft über Jahre bestehen

VON SIMON NORFOLK (FOTOS)

Maro Camp, Tschad

Vertrieben vom Bürgerkrieg in der Zentralafrikanischen Republik, suchten ab 2003 mehr als 40 000 Menschen Schutz im Süden des Tschad, in Behelfssiedlungen aus Stroh- und Laubhütten, die innerhalb weniger Wochen im Niemandsland nahe der Grenze entstanden. Für Hilfsorganisationen ist die Arbeit in solchen Lagern schwierig und gefährlich, weil derart ungeschützte Camps in der Nähe von Kriegsgebieten leicht von Banden heimgesucht werden.

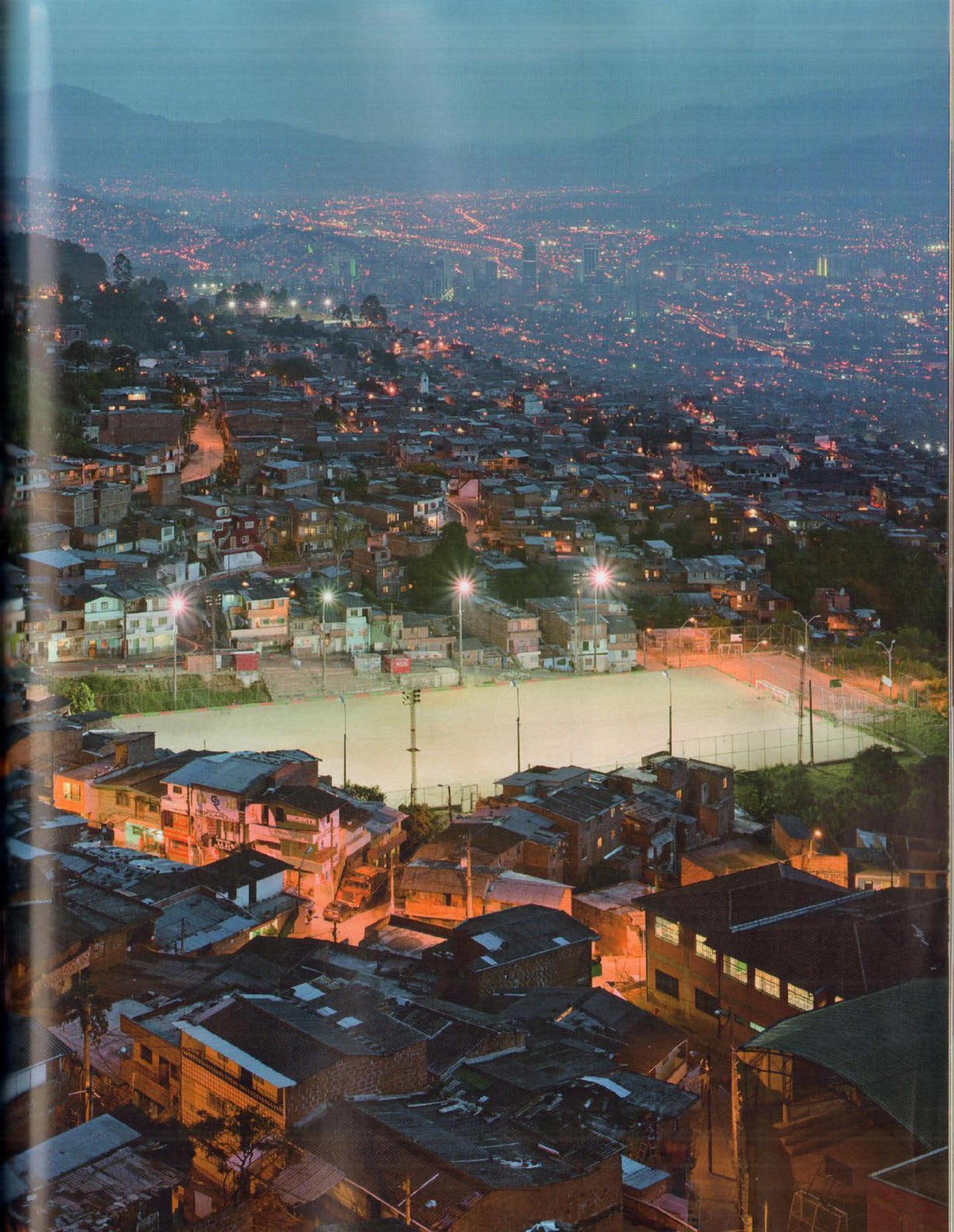


WER INNERHALB DES EIGENEN LANDES VERTRIEBEN WIRD, DER HAT DIE WENIGSTEN RECHTE



Granizal, Kolumbien

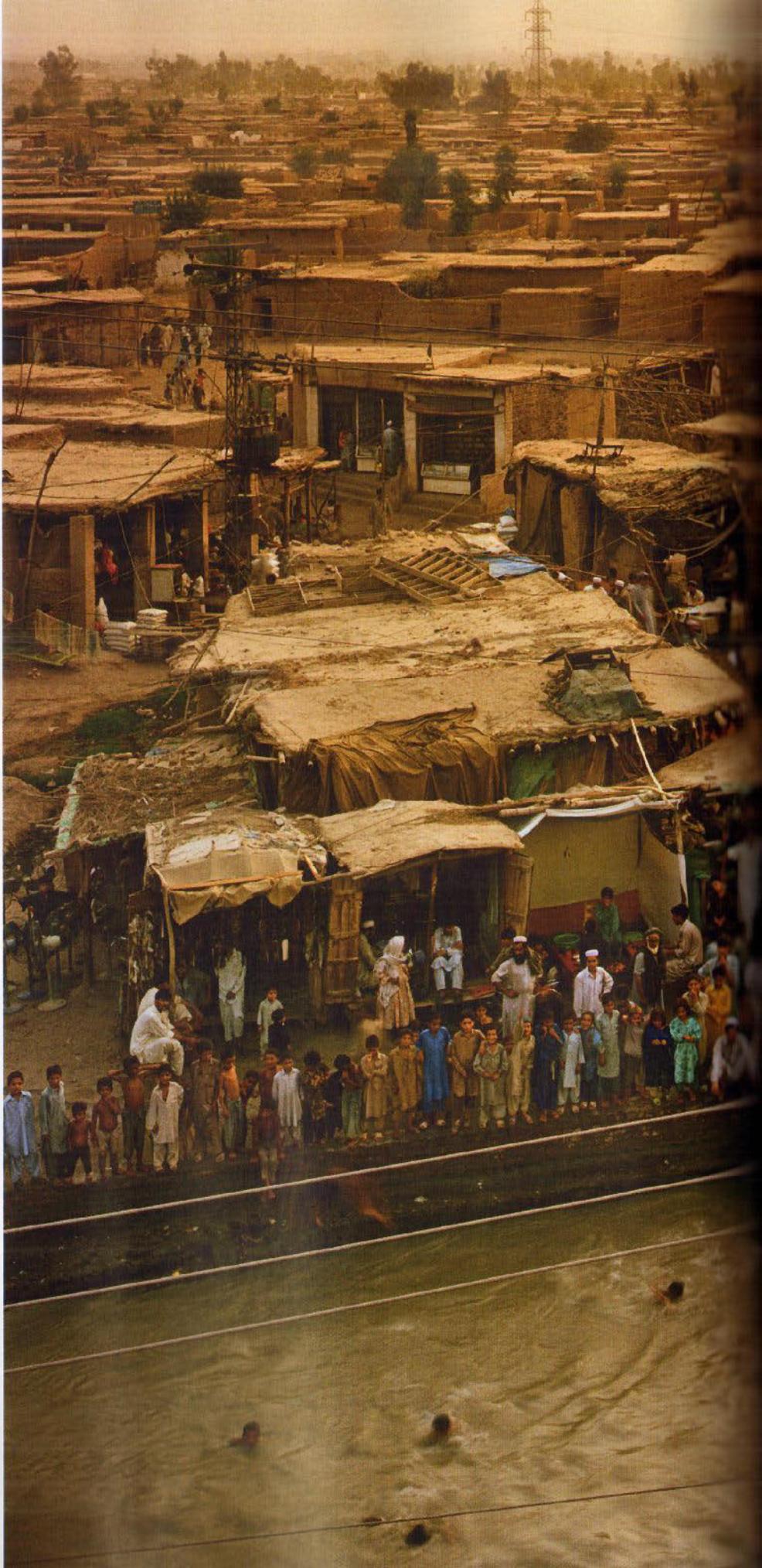
So alt wie der Kampf zwischen Paramilitärs, Drogenkartellen und Guerillatruppen, so alt ist in Kolumbien auch das Drama der Vertriebenen: Beobachter schätzen deren Zahl trotz des brüchigen neuen Friedens auf immer noch mindestens drei Millionen. Die meisten tauchen in den Flüchtlingsstatistiken aber nicht auf – es sind „IDPs“, Internally Displaced Persons, Vertriebene im eigenen Staat. Aus Angst vor Plündерungen und Anschlägen sind sie in die Städte gezogen, in Slums wie das mehr als 40 Jahre alte Granizal am Rande von Medellín. Internationale Hilfe erhalten sie kaum, denn ihr Schicksal fällt nicht unter die Regularien der Genfer Flüchtlingskonvention. Dass die Müllkippe von Granizal zu einem Fußballplatz umgebaut werden konnte, war vermutlich nur mit Geld aus dem Kokainhandel der örtlichen Banden möglich.

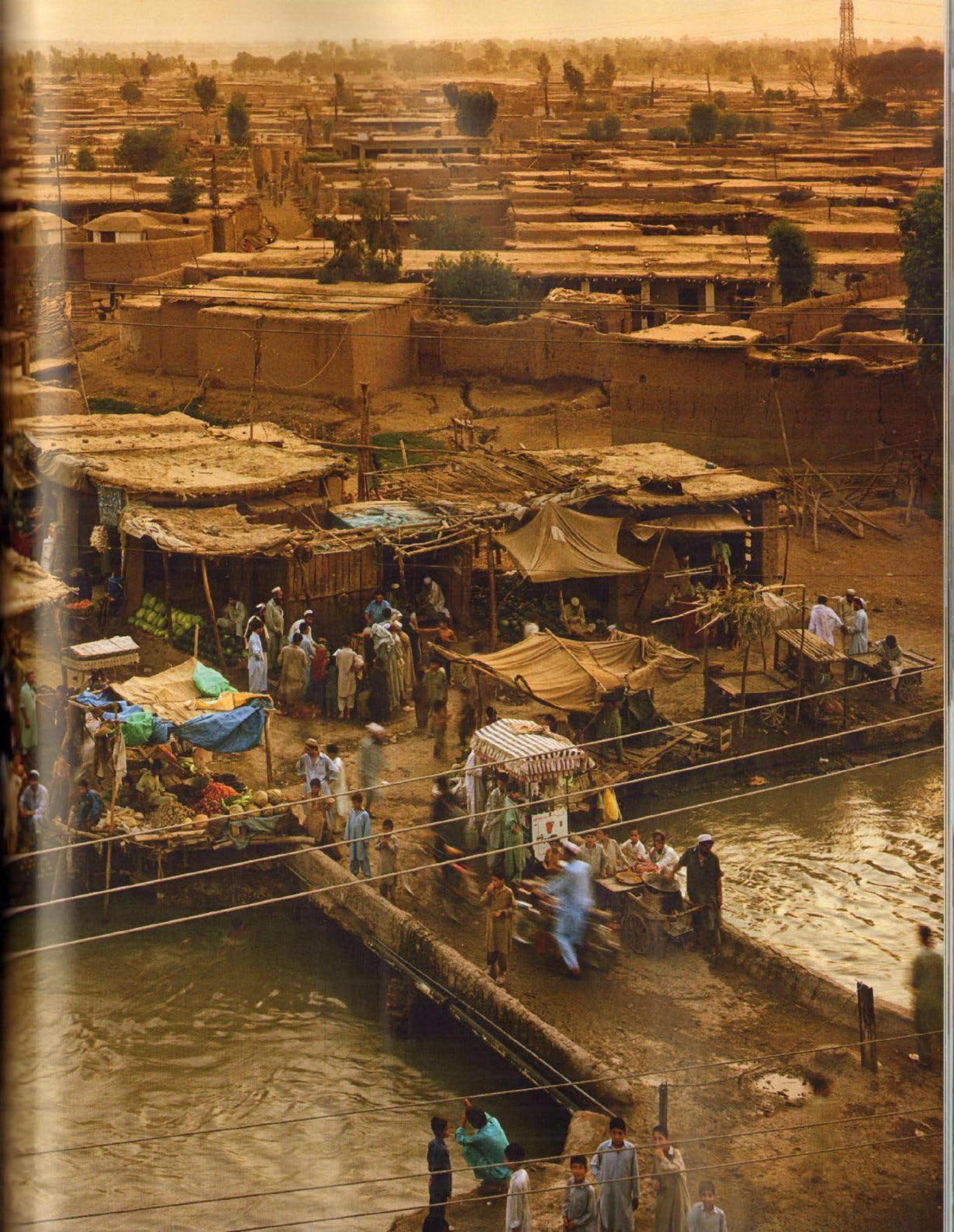


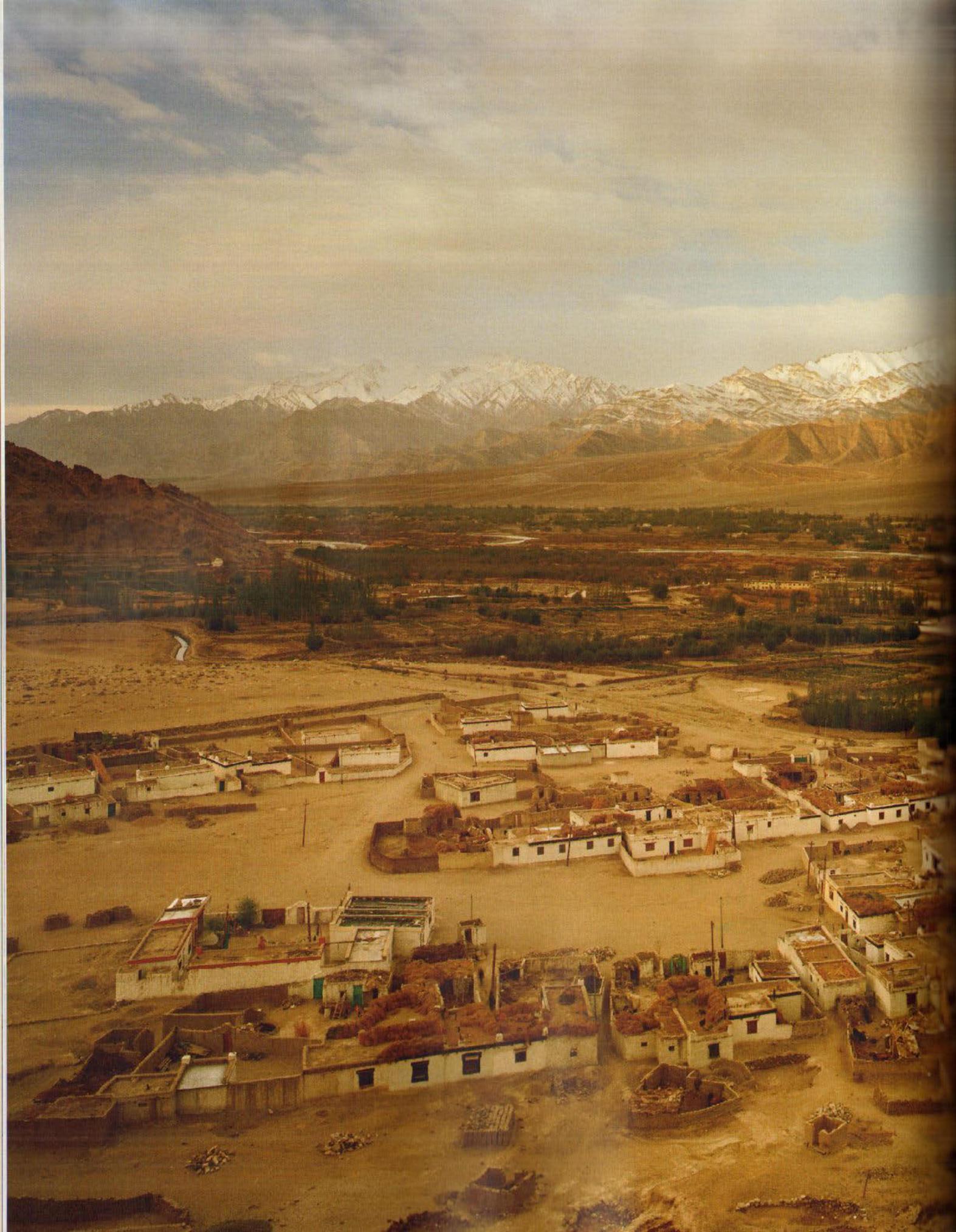
DIE RÜCKKEHR FÄLLT
SCHWER, WENN DAS
LEBEN IM LAGER
AUSSICHTSREICHER
IST ALS DAS
DASEIN DAHEIM

Kacha Garhi, Pakistan

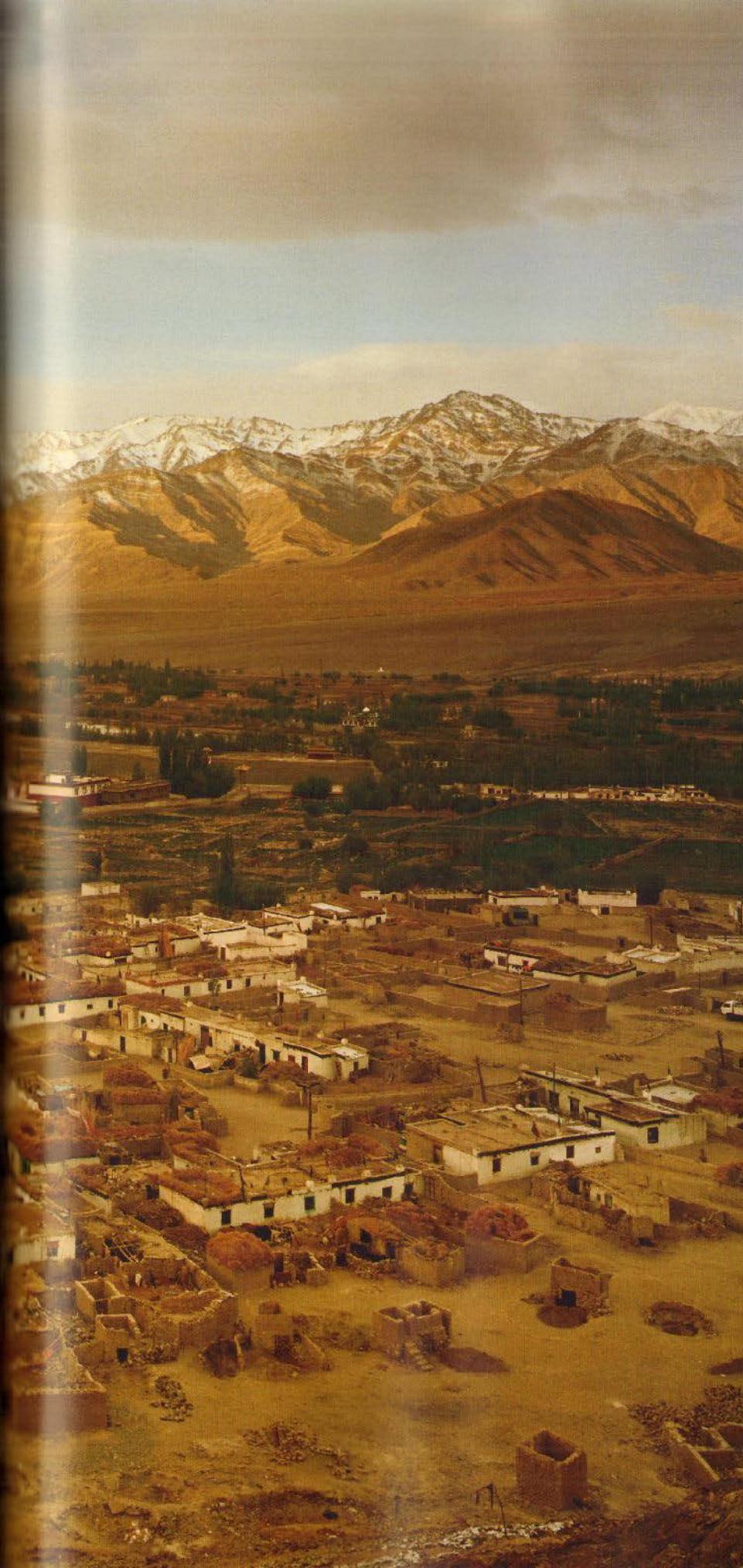
Kaum ein Land der Welt hat in den vergangenen 30 Jahren so viele Flüchtlinge aufgenommen wie Pakistan: Nach 1979 waren mehr als fünf Millionen Afghanen in das Nachbarland geflohen. 60 000 kamen allein ins Kacha Garhi Camp bei Peshawar. Es wuchs im Laufe der Zeit zu einer Kleinstadt an, mit Moscheen, Schulen und Marktplätzen, auf denen Kebab und Melonen, Cola und Schuhe verkauft wurden. Inzwischen wurde das Lager geschlossen. Aus Pakistan haben sich viele Afghanen wieder auf den Weg in ihre Heimat gemacht, auch wenn einigen der Rückweg schwerfiel. Denn manche Schulen und Jobs im Lager waren besser als jene daheim – vor allem für Mädchen, die in den traditionellen Dorfgemeinschaften Afghanistans noch immer wenig Zugang zu Bildung und Einkommen haben.





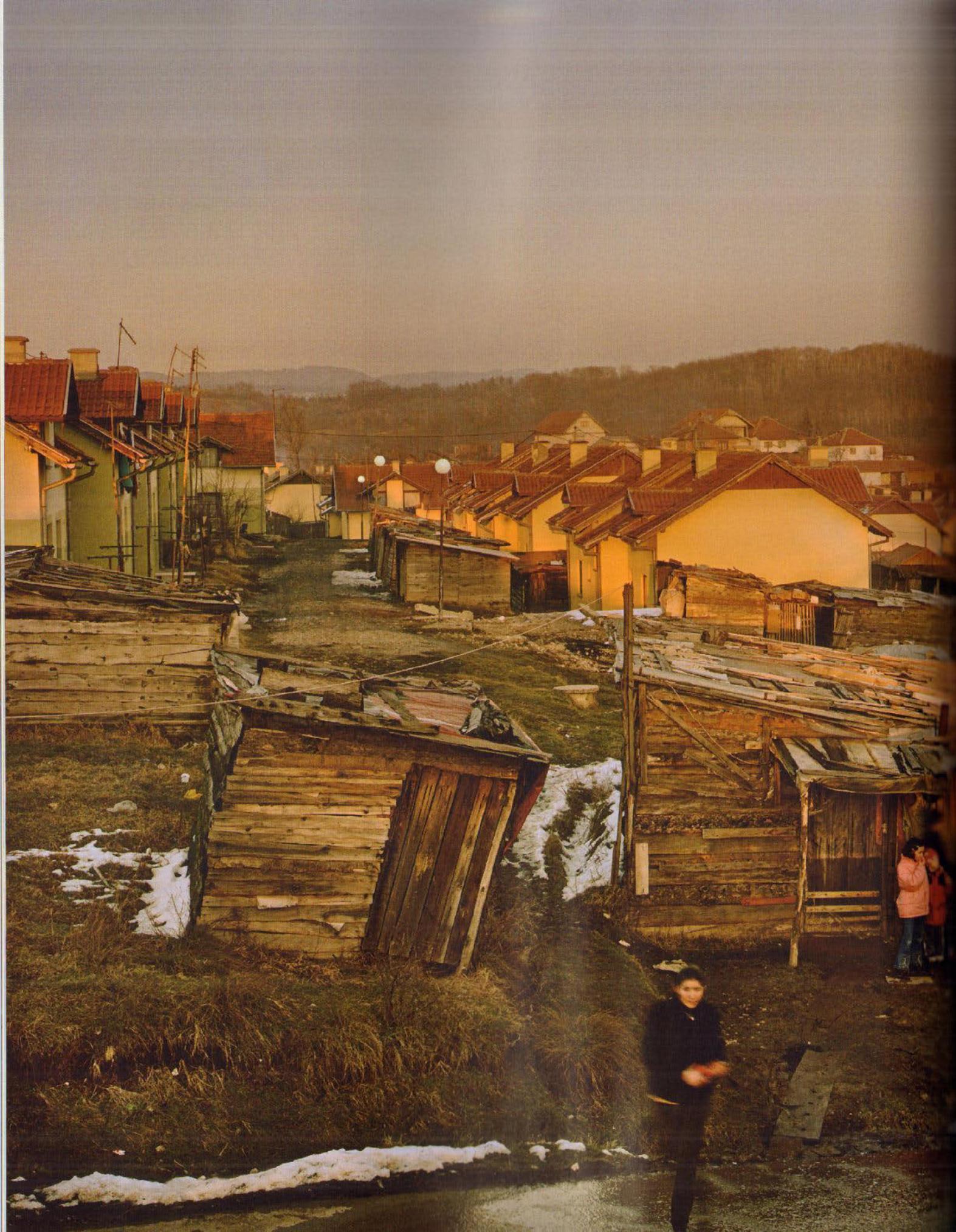


AM FUSSE VON
6000 METER HOHEN
SCHNEEBEDECKTEN
BERGEN MAHNT
EIN FLÜCHTLINGSLAGER
DAS RECHT DER
TIBETER AUF SELBST-
BESTIMMUNG AN



Choglamsar, Indien

Über ein halbes Jahrhundert hält China nun schon Tibet besetzt. Dennoch haben die tibetischen Flüchtlinge, die seit 1969 in Choglamsar leben, einem Ort im Norden der indischen Provinz Ladakh, ihre Hoffnung nicht aufgegeben. Wenn schon nicht auf vollständige Unabhängigkeit ihres Heimatlandes, so zumindest auf eine Form von Autonomie innerhalb Chinas. Für die Tibeter hat es Vorteile, hier auf 3500 Meter Höhe auszuhalten: Verglichen mit anderen, tiefer gelegenen Flüchtlingsiedlungen, sind Klima und Vegetation hier den Bedingungen auf dem „Dach der Erde“ recht ähnlich. So trocknen die Menschen auch hier, unmittelbar an der Grenze zu ihrem Heimatland, nach alter Tradition das Gras für die Yaks auf den Dächern ihrer Lehmhäuser. Und das religiöse Zentrum am Ufer des Indus ist nach tibetischem Vorbild erbaut worden.



DIE HÄUSER HABEN
FREUNDLICHE
FASSADEN, ABER IHREN
BEWOHNERN FEHLT
DIE PERSPEKTIVE FÜR
DIE ZUKUNFT



Mihatovici, Bosnien und Herzegowina

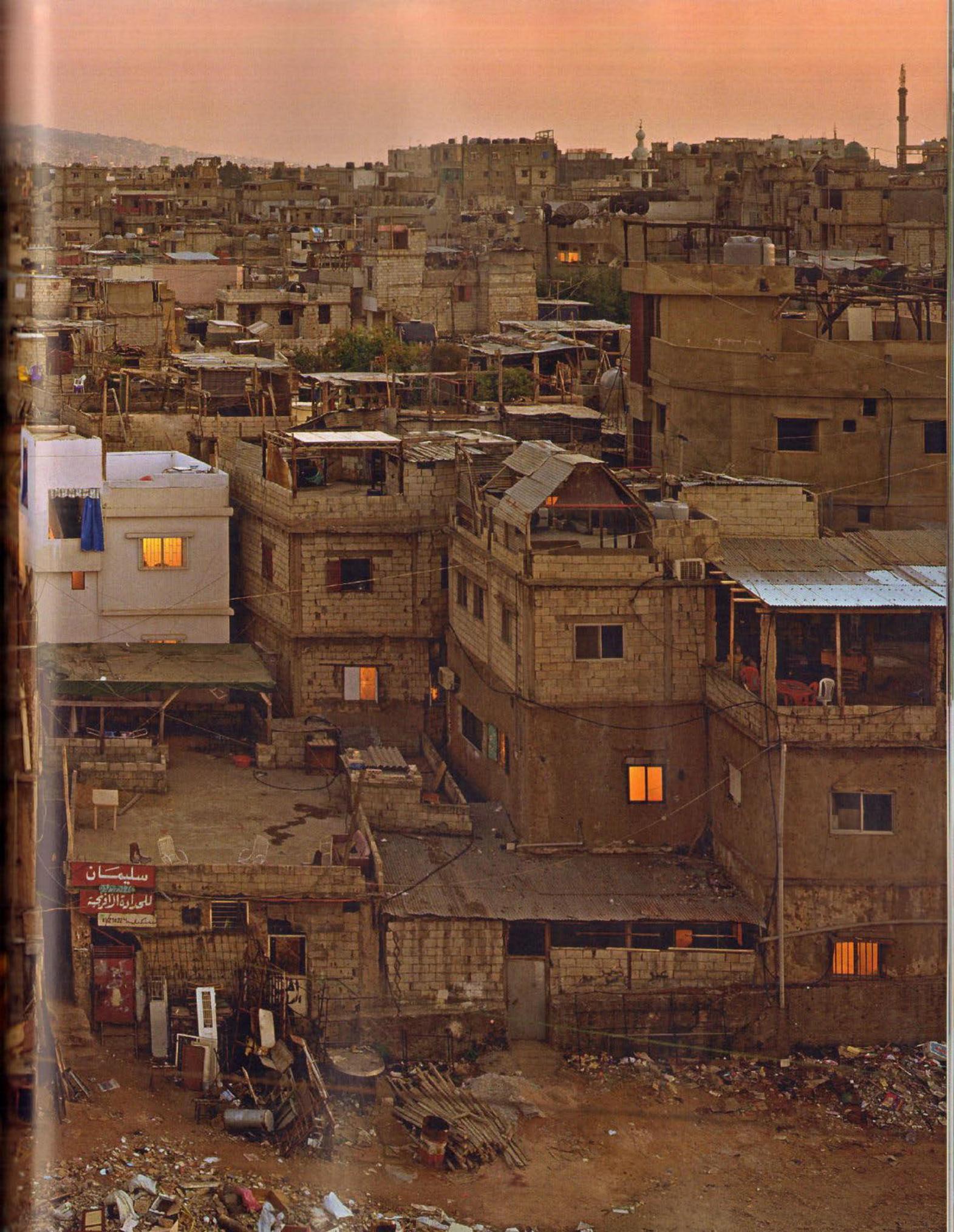
Straßenlaternen, Dachgauben, pastellfarbene Reihenhäuser: Aus der Ferne erinnert Mihatovici, ein Flüchtlingslager in Bosnien, an eine Kleinstadt irgendwo im Europa. Doch es ist ein Ort mit einer bedrückenden Geschichte: Die meisten seiner noch 500 verbliebenen Bewohner sind Frauen, Kinder und Alte; Überlebende des Massakers von Srebrenica, bei dem bosnische Serben unter ihrem Anführer Ratko Mladić mehr als 8000 Männer und Jungen ermordeten. Einige der heutigen Bewohner von Mihatovici wollen seit Jahren in ihre Heimatstadt zurück. Aber in ihren Häusern wohnen längst andere. Hoffnung haben in Mihatovici allein die Kinder: Ein Bus bringt sie regelmäßig zur Schule ins 15 Kilometer entfernte Tuzla. Im Jahr 2014 will die bosnische Regierung das Lager schließen. Was dann aus den Bewohnern wird, ist unklar.

EIN LAGER UNTER DER OBHUT DER VEREINTEN NATIONEN, ALS EXTERRITORIALES GEBIET INMITTEN DER HAUPTSTADT

Bourj al-Barajneh, Libanon

Gegründet 1948 als Zeltlager vor den Toren von Beirut, ist Bourj al-Barajneh heute ein Viertel, das mitten im Stadtgebiet liegt. Und doch ist es isoliert: 20 000 Palästinenser leben hier – aber nicht wie alle anderen Bürger Beiruts unter libanesischer Hoheitsgewalt, sondern unter der Obhut der Vereinten Nationen. Viele sind Flüchtlinge der dritten Generation, die keine andere Welt kennen als die labyrinthischen, von Krankheit und Gewalt infizierten Gassen von Bourj al-Barajneh. Sie bleiben, weil ihnen außerhalb des Lagers der Zugang zu Schulen, Arbeit und Krankenhäusern verwehrt wird. Und da sie jenseits der Quartiersgrenze kein Land erwerben dürfen, wachsen ihre Häuser jedes Jahr ein Stückchen höher. □

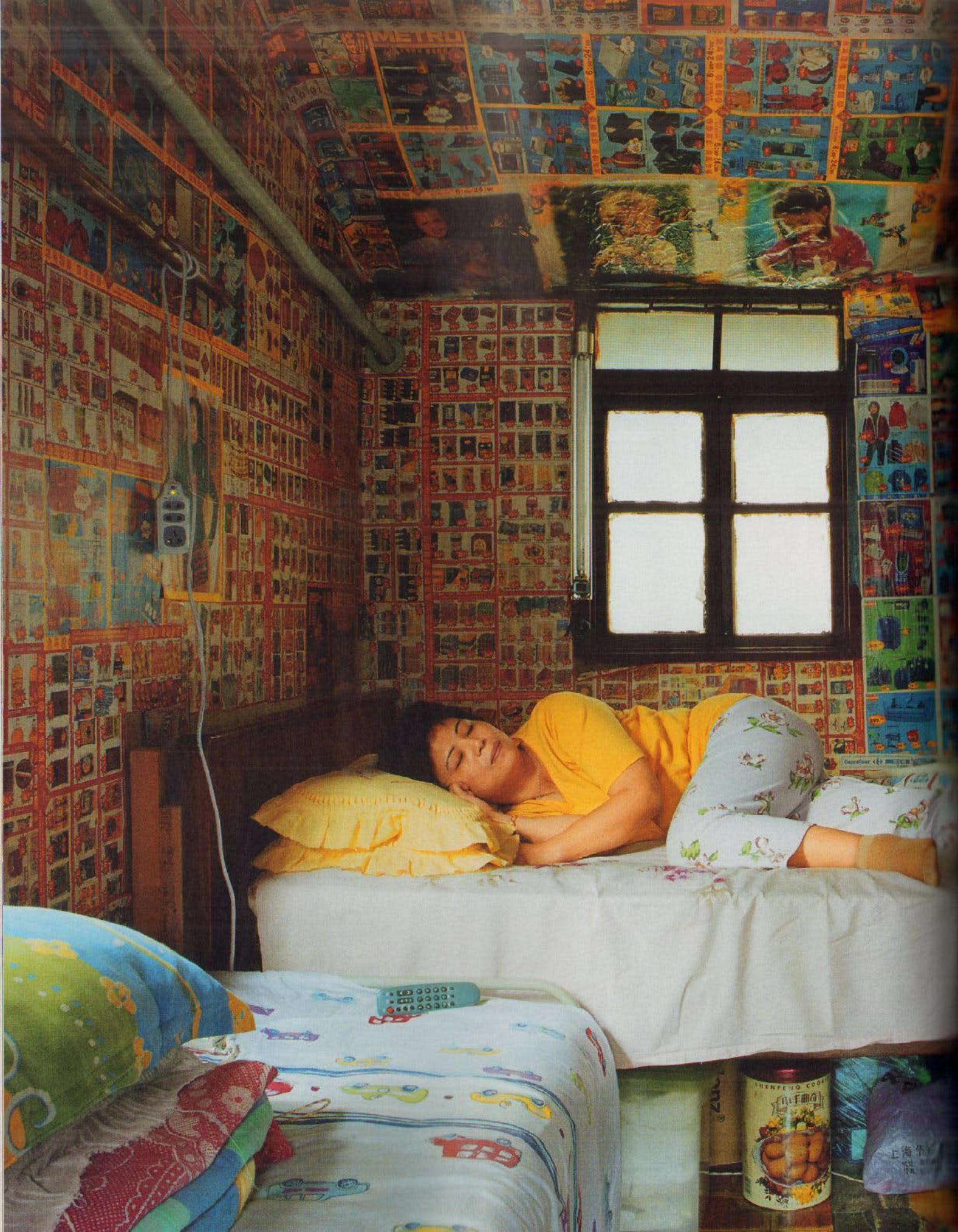




سلیمان

لله ولادته

٢٠١٤



CHINA PRIVAT

Ruhe bewahren in einer rastlosen Stadt: Der Fotograf Hu Yang hat in Shanghai jene Refugien aufgespürt, in denen sich die Menschen von der Hektik erholen

VON HU YANG (FOTOS)

FRAU HU, DIE TRAUMTÄNZERIN

Seit die Straßenfegerin Hu Zihong, 42, arbeitslos ist, träumt sie in ihrem fantasievollen Nest von einer glänzenden Zukunft für ihren Sohn

„Uns fehlt das Geld für Tapeten, also haben wir Prospekte mit Sonderangeboten an Wände und Decken geklebt. Tolle Idee, nicht? Mein Mann arbeitet in einem Supermarkt und kann stapelweise Werbung mitbringen. Ich habe meinen Job bei der Stadtreinigung verloren. Die musste sparen und Leute entlassen. Ich bin über 40. Kein gutes Alter, um neue Arbeit zu finden, erst recht nicht, wenn man keine Ausbildung hat. So mache ich jeden Mittag ein Nickerchen und male mir eine glänzende Zukunft für unseren Sohn aus. Noch geht er zur Schule, aber er wird bestimmt eine gute Arbeit finden!“





DIE STRENGE PUPPENFREUNDIN

Wenn es um Chinas Zukunft geht, denkt die Lehrerin Shen Wenhua, 36, an Leistung – und die will auch sie erbringen. Erst am späten Abend kommt sie in ihrem Märchenreich im Französischen Viertel zur Ruhe

„Warum ich Puppen liebe? Schwer zu sagen; ich sammele sie seit meinem sechsten Geburtstag. Ich kann leichter erklären, warum ich etwas hasse. Zum Beispiel Shanghais Geschäftsviertel Pudong.

Mein Mann lebt dort. Pudong ist eine schlechte Kopie New Yorks. Ich dagegen brauche eine Wohnung voller Geschichten, wie dieses 38-Quadratmeter-Zimmer für 290 000 Yuan in Puxi, dem alten Teil von Shanghai. Meinen Mann sehe ich nur am

Wochenende. Dann gehen wir einkaufen, um das Gefühl zu haben, am Leben zu sein.

Mutter werden? Um Gottes Willen! Für ein Kind hätte ich keine Zeit. Ich gebe Literaturkurse, alle zwei Wochen bringe ich für meine Schüler eine Zeitung mit Geschichten heraus. Oft bleibe ich bis nachts in der Schule. Ich versuche, meinen Schülern Wei Jin Gan zu vermitteln. So nennen wir die Furcht vor dem Desaster. Es ist die beste Methode, Schüler anzuspornen.

Vergangenes Jahr habe ich mit meiner Klasse den Jahrestag des Endes der japanischen Okkupation gefeiert. Wir haben diskutiert, wie das chinesische Reich über die Jahrhunderte so schwach werden konnte.

Ich versuche, in meine Schulkinder hineinzublicken. Ich prügele nicht einfach drauflos. Ich schlage nur auf ihre Handflächen und sage, dass auch mir das wehtut. Schlagen will gelernt sein. Die Seele des Kindes darf dabei nicht verletzt werden.“



TALFAHRT IN DIE EINSAMKEIT

Der Schneider und Rockpoet Zhu Min, 42, lebt an der für ihre Hotels und Restaurants berühmten Ost-West-Achse Nanjing Lu. Der Rummel um ihn herum hat sein Gefühl verstärkt, im neuen China ein Außenseiter zu sein

„In mein Zimmer fällt kaum Licht. Ich wohne im Erdgeschoss, davor wölbt sich ein Regendach. In diesem Haus lebte vor 100 Jahren das Dienstpersonal der ausländischen Geschäftsleute aus der Villa gegenüber. Die hatten Chauffeure, Wäscherinnen, sogar einen Schneider. Auch ich kürze Hosen, flicke Hemden. An meinem Tisch bügle, esse, schreibe ich. Mir ist es recht, wenn niemand kommt, dann kann ich dichten. Ab und zu lese ich im Freundeskreis etwas vor.“

Wer mich nicht kennt, schließt von meinem Lächeln auf ein sonniges Gemüt. Doch die meiste Zeit fühle ich mich ausgeschlossen von dieser Welt. Mitte der 1980er Jahre erreichte uns die Musik von Philip Glass und John Coltrane. Ich gehörte zur ersten Generation in China, die diese Musik hörte. Die Platten und Kassetten wurden nach Shanghai geschmuggelt. Diese Musik hat uns elektrisiert. Damals lernte ich auch die Bücher von Celan, Sartre und Wittgenstein

kennen. Ich schrieb nicht länger Gedichte im chinesischen Stil. Damals habe ich auch Hippie-Kleider entworfen. Aber es gab niemanden, der sie kaufen wollte.

Danach war ich drei Jahre lang depressiv. Alles, was von dieser Phase geblieben ist, ist mein Pferdeschwanz. In China geht es wirtschaftlich bergauf, aber mental bergab.

Wie wär's mit dieser Zeile: Ein Baum im Schatten des Vollmonds / blickt auf den längst verschwundenen Wald.“

MAMMON. UND MAO

Zhang Ting, 32, ist Schauspielerin in Seifenopern. Nebenbei handelt sie im Westen von Shanghai mit Villen. Die kosten bis zu acht Millionen Euro

„Wenn ich Zeit habe, trainiere ich Kampfsport auf dem Teppich vor dem Fernsehgerät. Manchmal schaue ich mir dabei meine Serien an; in einer spiele ich die kriegerische Prinzessin Lan Xiao Yue, eine Fantasiefigur aus der Kaiserzeit. Sie kämpft gegen Banditen und wirbelt durch die Luft.

Mit Immobilienhandel verdiene ich leichter Geld als mit der Schauspielerei. Ich lese Anzeigen, mache Schnäppchen und verkaufe sie mit Gewinn. Ich selbst besitze zurzeit vier Villen. In einer davon lebe ich.

Früher habe ich mir mit meiner Großmutter ein sieben Quadratmeter großes Zimmer und ein Klappbett geteilt. Nun schlafe ich allein in einem übergroßen Bett. Wenn das mit der Filmerei auch so einfach gewesen wäre! Nach der Schauspielschule habe ich sieben Jahre lang Werbespots gedreht: für Shampoos, Klimaanlagen, Milch, für fast alles. Dann kam endlich das erste Angebot für eine Fernsehserie.

In meiner erfolgreichsten Serie spiele ich eine Taxifahrerin, die wie ein Kerl aussieht, und chauffiere einen verwirrten Alten durch die Gegend; er will zum ‚Vorsitzenden Mao‘. Am Ende verliebt sich ein Mann in mich, er macht aus mir eine attraktive Frau.

Irgendwann will ich auch eigene Filme produzieren und mit ihnen auf internationalem Festivals Preise gewinnen. Ich möchte um die Welt reisen, das Leben genießen; es ist so kurz. Mein Vater verunglückte vor zehn Jahren mit dem Auto. Seither bin ich Buddhistin und glaube, dass alles, was geschieht, vorherbestimmt ist. Aber anstrengen muss man sich trotzdem. Irgendwie.“







HERR JIN UND DIE PLASTIKKNARREN

Der 32-jährige Hilfstechniker Jin Chizhe liebt Kriegsspiele über alles. Zu Hause, in einem Wolkenkratzer in Pudong, muss er die Waffenattrappen allerdings vor seiner Frau verstecken

„Ich passe auf, dass ich meine Frau nicht mit herumliegenden Gewehren provoziere. In einer 40 Quadratmeter großen Wohnung nicht gerade einfach! Mein Gewehrschrank ist voll. Deshalb deponiere ich die Pistolen auf einem Brett über der Eingangstür. Helm und Uniform verstecke ich in einem Seesack, und die Handgranaten im Nachtschrank.“

Keine Angst, alles nur Plastik! Ich würde ja wirklich gern echte Waffen sammeln.

Aber da macht meine Frau nicht mit. „Du liebst deine Gewehre mehr als deine Familie“, sagt sie immer.

Sie hat ein Baby-Poster an die Wand gehängt. Unsere Tochter Shennuo soll so hübsch werden wie das Kind darauf. Ich bin froh, dass wir keinen Sohn bekommen haben. Der würde sich wahrscheinlich ein Beispiel an mir nehmen und seine Zeit ebenfalls mit Kriegsspielzeug verschwenden. Mich interessieren vor allem die Me-

chanik und die Geschichte, die hinter den Waffen steckt. Meine Kameraden vom Verein sind genauso wie ich. Ich treffe mich regelmäßig mit ihnen, zu Scheingefechten in alten Fabrikgebäuden oder verlassenen Villen. Wir müssen aufpassen, die Polizei darf nichts merken. Unsere Spielzeugmunition kann höllisch auf der Haut brennen, sie hinterlässt aber keine Farbkleckse. Man muss schon ehrlich zugeben, wenn man getroffen ist. Sonst macht's keinen Spaß.“



WAS WITWE LING NOCH ERWARTET

Ling Peihua, 70, wohnt auf Abruf, wie viele alte Menschen. Neubauten und Straßen haben die Häuserzeile, in der die Witwe lebt, verkürzt. Bald werden die Gebäude im Stadtkern verschwunden sein – und mit ihnen die alte Frau

„Entschuldigen Sie, wenn ich etwas langsam spreche. Ich habe Probleme, mich zu konzentrieren. Meine Schwiegertochter wird mir helfen. Sie ist ja so gut zu mir! Sie bringt mir jeden Tag zu essen: Tofu, Reis, Ei. Ich kann nicht mehr aufstehen. In meinem Hinterkopf habe ich dieses Stechen, und mir ist oft übel. Nein, zum Arzt bin ich nicht gegangen. Ich bin nicht krankenversichert.

Geboren bin ich in Shanghai. Aber dann kam diese unruhige Zeit, die Kulturrevolu-

tion, in der viele aufs Land geschickt wurden. Wir mussten mit bloßen Händen das Feld bestellen, hatten kaum zu essen und lebten in einer einfachen Hütte aus Lehm. Vier meiner Kinder sind dort geblieben. Sie bauen heute Reis, Gemüse und Obst an und haben ihre eigenen Familien. Ich und mein Mann sind zurück nach Shanghai gekommen. Auch unser Ältester lebt jetzt hier. Er ist arbeitslos. Warum bin ich zurückgekehrt, Schwiegertochter? Ja genau, wir wollten un-

ser Haus wiederhaben, das man uns genommen hatte. Das war ... ach so, 1980.

Die Regierung hat uns dieses Zimmer zugewiesen. Ich kann hier kostenfrei leben. Vielleicht wird es aber auch bald abgerissen. Wer weiß das schon? Ich bekomme seit Kurzem etwas Sozialhilfe, 300 Yuan im Monat. Das reicht nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Was habe ich noch zu erwarten? Ich liege den ganzen Tag im Bett und starre an die Decke.“



13916620508
52722354

DÖRFLER IN MEGALOPOLIS

Bauer Wu Yufang, 36, zog aus der nordostchinesischen Provinz Shandong nach Shanghai und blieb in einem Armenviertel hängen, das sich kaum von seinem Heimatdorf unterscheidet

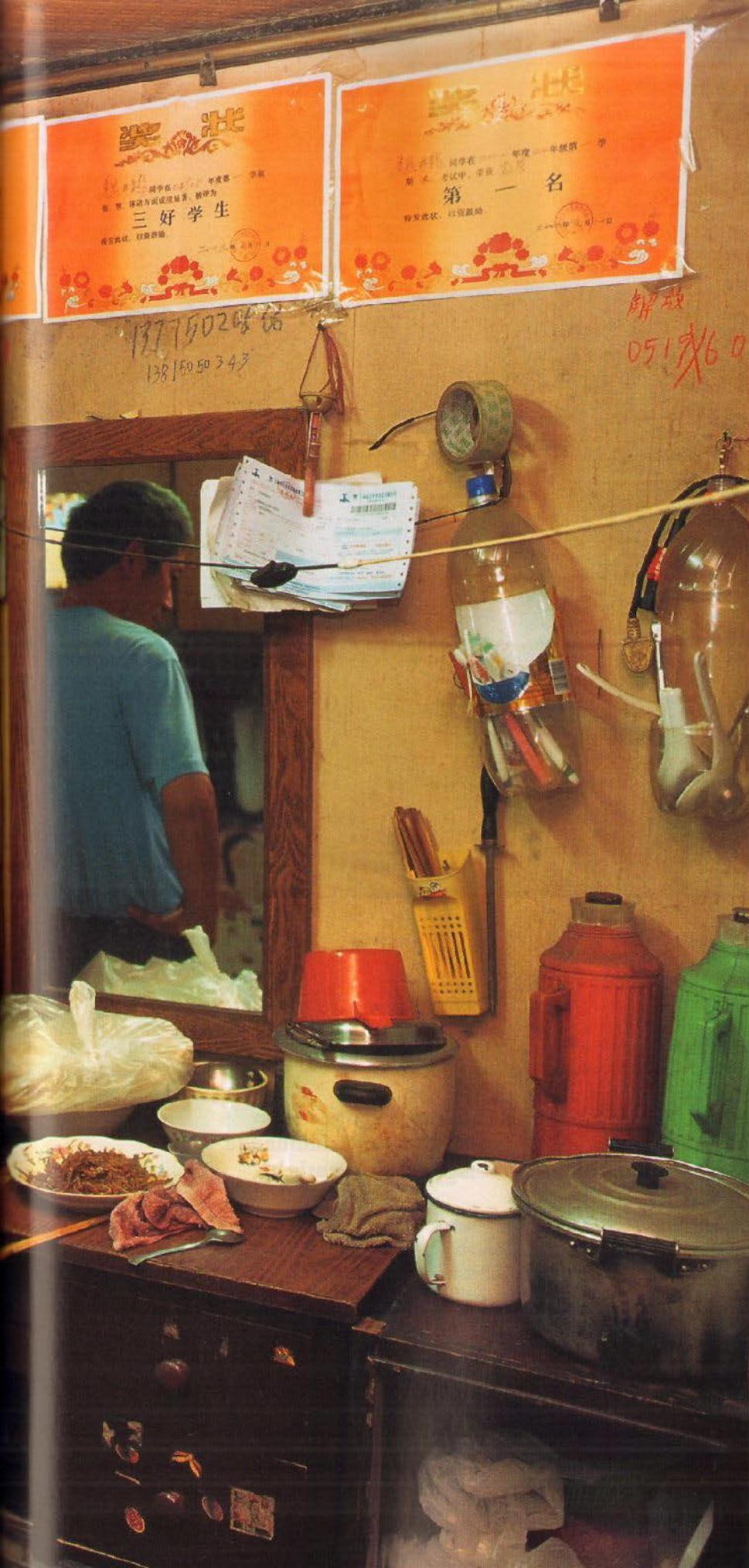
„Neulich haben fünf Typen meinen Obststand umgefahren. „Hey, was soll das?“, habe ich gerufen. Da haben sie mich verprügelt.

Ohne eine Großfamilie im Rücken ziehst du immer den Kürzeren. Wenn im Dorf deine Kühe auf der Weide des Nachbarn grasen, darfst du nicht hoffen, dass dich die Polizei vor Prügel schützt. Das ist hier im Viertel nicht anders. Also habe ich meinen Bruder und seinen Sohn gegen die fünf Kerle zu Hilfe gerufen. Mein Neffe lag anschließend ein Jahr lang im Krankenhaus.

Ich will so viele Kinder wie möglich, damit sie sich gegenseitig beschützen. Klar, das verstößt gegen die Ein-Kind-Politik. Unseren Jüngsten haben wir deshalb auch gar nicht registrieren lassen, obwohl er schon zwei Jahre alt ist. Aber wir können keine 5000 Yuan Strafe zahlen. Manchmal weiß ich weder ein noch aus. Dann muss ich Verwandte anpumpen. Dafür schäme ich mich.

Nach wie vor sind wir in unserem Dorf in Shandong registriert, deshalb müssen unsere Kinder in Shanghai auf eine Migranten-Schule gehen. Die kostet 40-mal so viel wie die Schule zu Hause! Aber die Kinder sollen später eine gute Arbeit finden und müssen darum viel lernen.

Wir denken oft an Rückkehr aufs Land, doch für die Kinder ist es besser, wenn wir bleiben. Kürzlich lief im Fernsehen diese Serie mit einer Taxifahrerin, die sich um einen verwirrten Alten kümmert. So menschlich! Das hat mir Hoffnung gemacht. Ich habe alle Folgen gesehen, obwohl ich sonst nie Fernsehen gucke.“





DAS ZWEITE GESICHT DER JIN XING

Die Tänzerin und Choreografin Jin Xing, 39, ist eine der bekanntesten Künstlerinnen Shanghais. Nicht nur wegen ihrer Geschlechtsumwandlung. Sie organisiert auch Tanzfestivals und hat ihre Autobiografie veröffentlicht

„Oh Shanghai! Die Stadt der zwei F: faszinierend und frustrierend zugleich. Alles hier verändert sich rasend schnell. Aber leider wird die Kunst in Shanghai noch immer mit Unterhaltung und Mode verwechselt. Es gibt zu viel Angeberei, zu viel Äußerlichkeit. Und die Leute in den Kulturbüros haben keine Ideen.“

Mein Leben hat sich in Sprüngen vollzogen und erst beruhigt, seit ich geheiratet und drei Kinder adoptiert habe. Die Einsam-

keit, die mich so oft in Bars und auf Partys getrieben hat, ist nun verschwunden.

Man kann erstaunlich unbekillt in China leben. Ich war vor Kurzem in Italien und habe zwei Transsexuelle getroffen. Auch Jahre nach ihrer Operation haben sie noch keinen neuen Pass bekommen. Bei mir ging das sofort. Ein Gang auf die Behörde, und ich hatte den Eintrag ‚weiblich‘. Einen neuen Vornamen brauche ich nicht. In China unterscheiden wir bei Namen nicht so

genau zwischen den Geschlechtern. Die Leute lassen dich in Ruhe. Das überrascht viele Westler, wenn ich es erzähle.

Die Geschlechtsumwandlung war, wie das Tanzen, ein Traum für mich, den ich wahr gemacht habe. Als ich meine Autobiografie veröffentlichte, waren die Reaktionen positiv. Die Leute verstehen, dass jeder seine eigene Geschichte haben kann. Ich will kein Vorbild sein, nur zeigen, dass Vielfalt möglich ist. Im Leben und in der Kunst.“



DAS LEBEN IST EINE BAUSTELLE

Wie Xiao Huang, 29, schuften rund drei Millionen Wanderarbeiter in Shanghai: Sie entsorgen Müll, ziehen Wolkenkratzer hoch. Als Arbeitskräfte sind sie nützlich und billig. Aber als Menschen nicht willkommen

„Ich arbeite über zehn Stunden am Tag für 80 Yuan. Ich hoffe, dass ich immer solche Arbeit finden kann. Auf den Baustellen in Shanghai gibt es viel zu tun. Wenn wir einen Wolkenkratzer fertiggestellt haben, ziehen wir auf das nächste Grundstück.“

Ich bin erst 29 Jahre alt und werde immer schnell angeheuert, weil ich schwere Lasten tragen kann. Klar, eines Tages wird die Stadt fertig gebaut sein. Dann werde ich zu meiner Familie in die Provinz Sichuan zurück-

kehren. Bleiben kann ich nicht, denn als Wanderarbeiter habe ich keine Aufenthalts-genehmigung. Ich hoffe, irgendwann so viel Geld gespart zu haben, dass es für ein gutes Leben zu Hause reicht.“

Hier brauche ich fast nichts. Wir leben in einem Bretterverschlag auf der Baustelle, zu zehnt in einem Raum, noch beengter als zu Hause. Hier im Jing'an-Viertel entstehen gerade sehr viele moderne Wohnanlagen, fast 30 Stockwerke hoch.“

Meine Kollegen kommen aus allen Provinzen Chinas, alle aus Bauernhaushalten. Unsere Familien besuchen wir nur am Frühlingsfest, einmal im Jahr. Häufiger kriegen wir nicht frei. Die Zugreise in mein Dorf dauert anderthalb Tage.“

Im Großen und Ganzen bin ich zufrieden. Die Arbeit ist hart, aber ich komme über die Runden – vorausgesetzt, mein Lohn wird ausbezahlt. Das ist leider nicht immer der Fall.“



小心轻放

LESEN UND LÄSTERN

Tan Hongzhang, 78, und seine Frau Chen Lingmei, 75, leben in einer verwinkelten alten Siedlung, versteckt hinter Wohnblocks im Zentrum Shanghais

„Alles hat seine Zeit und seinen Platz, sage ich immer. Jeden Abend hänge ich meine Zeitung, die ‚Wen Hui Bao‘, an einen Haken an der Wand.

Wenn da nichts mehr draufpasst, was alle zehn Tage der Fall ist, schmeißt meine Frau die Zeitungen weg. Ich interessiere mich für Weltpolitik, meine Frau für Verkehrsunfälle. Tratschen, das kann sie! Keine zehn Schritte können wir in der Gasse gehen, ohne dass sie bei einer Nachbarin hängen bleibt.

Unsere Wohnung habe ich 1970 über meine Arbeitseinheit zugewiesen bekommen. Sie gehört dem Staat, wir zahlen nur 60 Yuan Miete im Monat. Nun befürchten wir, dass unser Viertel abgerissen werden soll. Dann kommen hier bestimmt Hochhäuser hin.

Ich will nicht in einem Wolkenkratzer leben. Ich müsste lange auf den Aufzug warten, und der Aufzug könnte abstürzen - das passiert, zugegeben, selten, aber es kommt vor. Und das nette Miteinander hätte dort auch ein Ende.

Wenn bei uns Besuch vorbeischaut und wir nicht zu Hause sind, laden die Nachbarn unseren Gast auf eine Tasse Tee ein. Und als der dicke Herr Zhu kürzlich krank geworden ist, haben wir alle mit angepackt, um ihn die Treppe hinunterzuholen.

Am schönsten aber sind hier im Viertel die heißen Sommerabende. Dann sitzen wir lange draußen beieinander und reden.

Mit wem soll meine Frau denn tratschen, wenn wir in einen dieser Wolkenkratzer ziehen?“





LADY CHENS GRÜNER TRAUM

Chen Menjia, 31, lebt in einem Luxusapartment im Stadtzentrum. Doch eigentlich wünscht sie sich einen Bauernhof, mit Obstbäumen und Blumen. Allerdings nicht in China, sondern in Europa

„Ich bin nicht musikalisch; das Klavier habe ich gekauft, weil ich die schwarz-weiße Tastatur so schön finde. Dafür bin ich eine gute Golferin; ich habe es auf Handicap acht gebracht. Auf dem Golfplatz fühle ich mich wie in den Niederlanden. Dort habe ich zwei Jahre lang gelebt. Shanghai ist laut und hektisch, die Niederlande sind ruhig und grün.“

Meine Freunde sagen, ich lebte in einer Märchenwelt. Weil ich mich nach einem Bauernhof sehne, nach Hunden, Pferden

und einem Trampolin, auf dem ich liegen und in den Himmel schauen kann.“

In den Niederlanden spielen viele junge Menschen Dart. Ich habe das Spiel nach China importiert. Nun vermiete und verkaufe ich elektronische Dart-Zielscheiben an Bars in Shanghai. Anfangs habe ich die Geräte für 4000 Euro pro Stück in Italien gekauft, heute bekomme ich ähnlich gute Qualität made in China für ein Zehntel des Preises. Das Spiel mit den Wurfpfeilen kommt hier vor

allem bei Ausländern an, Chinesen spielen lieber Karten oder Würfel. Aber ich veranstalte Turniere, um den Sport populärer zu machen. Wenn ich genug Geld verdient haben werde, kaufe ich mir endlich einen Bauernhof. Vielleicht in den Niederlanden.“

Oder in Kroatien. Dort besitzt meine Schwester zwei Häuser. Ich bin besessen von dieser Vorstellung. Vielleicht, weil ich in Shanghai kaum Möglichkeiten habe, ins Grüne zu fahren.“



KRIMI STATT KARAOKE

In der Nachbarschaft der Schreibwarenhändlerin Chen Xiaolan, 32, klebt an jeder dritten Tür ein Bild des Geldgottes Cai Shen. Doch der hat sich in der Siedlung entlang des Wusong-Flusses bisher wenig gütig gezeigt

„Ich werde mir noch lange Zeit keine Wohnung leisten können. Erst wenn ich einmal eine habe, kann ich weiter planen.“

Ich hatte mir das anders vorgestellt, vor fünf Jahren, als ich mit dem Bus aus meinem Heimatdorf Lishui nach Shanghai kam. Ich dachte, mein Leben würde sich von Tag zu Tag verbessern. Nun hause ich mit meinem Mann immer noch in diesem Loch. Unsere Toilette ist ein Plastikeimer, den wir täglich in einer Deponie entleeren.

Schreibwaren zu verkaufen ist ein hartes Geschäft. Wir stehen jeden Tag zwölf Stunden in unserem Laden an einem Seiteneingang der Shanghai Normal University. Da ist weniger Betrieb als am Haupteingang. Ein paar Yuan können wir trotzdem jeden Monat sparen. Vielleicht haben wir in drei Jahren das Geld für eine 50 Quadratmeter große Wohnung beisammen. Andere Träume habe ich nicht. Das heißt, doch. Ich tanze gern und singe Karaoke. Aber mein Mann

nicht, deshalb bleibe ich abends zu Hause und schaue mit ihm Krimiserien.

Als ich noch Pilze in Lishui verkauft habe, war mein Tagespensum in zwei Stunden geschafft. Wir haben uns dann mit dem Spiel Mah-Jongg die Zeit vertrieben.

Meine Geschwister wollen ihr Leben nicht verbessern. Sie haben Angst vor dem Konkurrenzdruck in Shanghai. Ich will nicht zu ihnen zurück. Ich hasse das Leben auf dem Land.“

ZU HAUSE BEI SIGNORE EUROPA

Tang Zhen'an, 45,

fotografiert Brautpaare und hat damit ein Vermögen verdient.

Die Einrichtung seiner Villa orientiert sich am Geschmack westlichen Adels

„Wenn uns Freunde besuchen, sagen sie: „Du lebst wie in einem europäischen Museum!“ Den Kamin habe ich in einer Marmorfabrik in Auftrag gegeben. Die Fassung der Porzellanlampe ist aus Bronze und mit Blattgold überzogen, das Teeservice aus Berlin, Jahrgang 1864. Tisch und Stühle sind aus Italien. Unsere Villa ist nach italienischem Vorbild eingerichtet.“

Ich bin viel gereist und von Kindesbeinen an mit europäischer Architektur vertraut. Entlang des Boulevards am Fluss Huangpu haben die Briten ab Mitte des 19. Jahrhunderts prächtige Handelshäuser errichtet, ich selbst bin in einer Villa im Französischen Viertel aufgewachsen.

Bis auf eine Pause von vier Jahrzehnten hat Shanghai Händler aus aller Welt angezogen. Mit ihnen kam auch die Hochzeit in Weiß. Nach der Öffnung Chinas haben die Menschen diese Vorliebe schnell wiederentdeckt. Die Frauen von Shanghai sind für ihre Eitelkeit berühmt und wollen schöne Bilder von ihrer Hochzeit.

Ich habe früher Kühlchränke verkauft und nur in der Freizeit Fotos geschossen. Dann habe ich Geschäftssinn und Hobby kombiniert und das Studio „Königliche Hochzeitsfotografie“ eröffnet. Die Nachfrage ist groß. Heute betreibe ich mehrere Studios. Die meisten Paare wollen nicht nur ein Foto von ihrem wichtigsten Tag, sondern einen ganzen Bildband. Selbst ihre Eltern, denen in der Kulturrevolution die Hochzeit in Weiß versagt blieb, lassen sich oft nachträglich als Braut und Bräutigam ablichten – wenn ihre Liebe noch stark genug ist.“ □

Als GEO-Autor TILMAN WÖRTZ die Gesprächsprotokolle für diesen Beitrag recherchierte, hatte er Mühe, alle Protagonisten aufzutreiben, die Fotograf HU YANG nur kurze Zeit zuvor abgelichtet hatte: In der rastlosen Metropole Shanghai waren einige bereits wieder umgezogen.







Einfach mal im Cabrio die Hauptstraße entlanggleiten: In Sun City darf jeder nachholen, was er einst versäumt hat

ENDSTATION SONNE

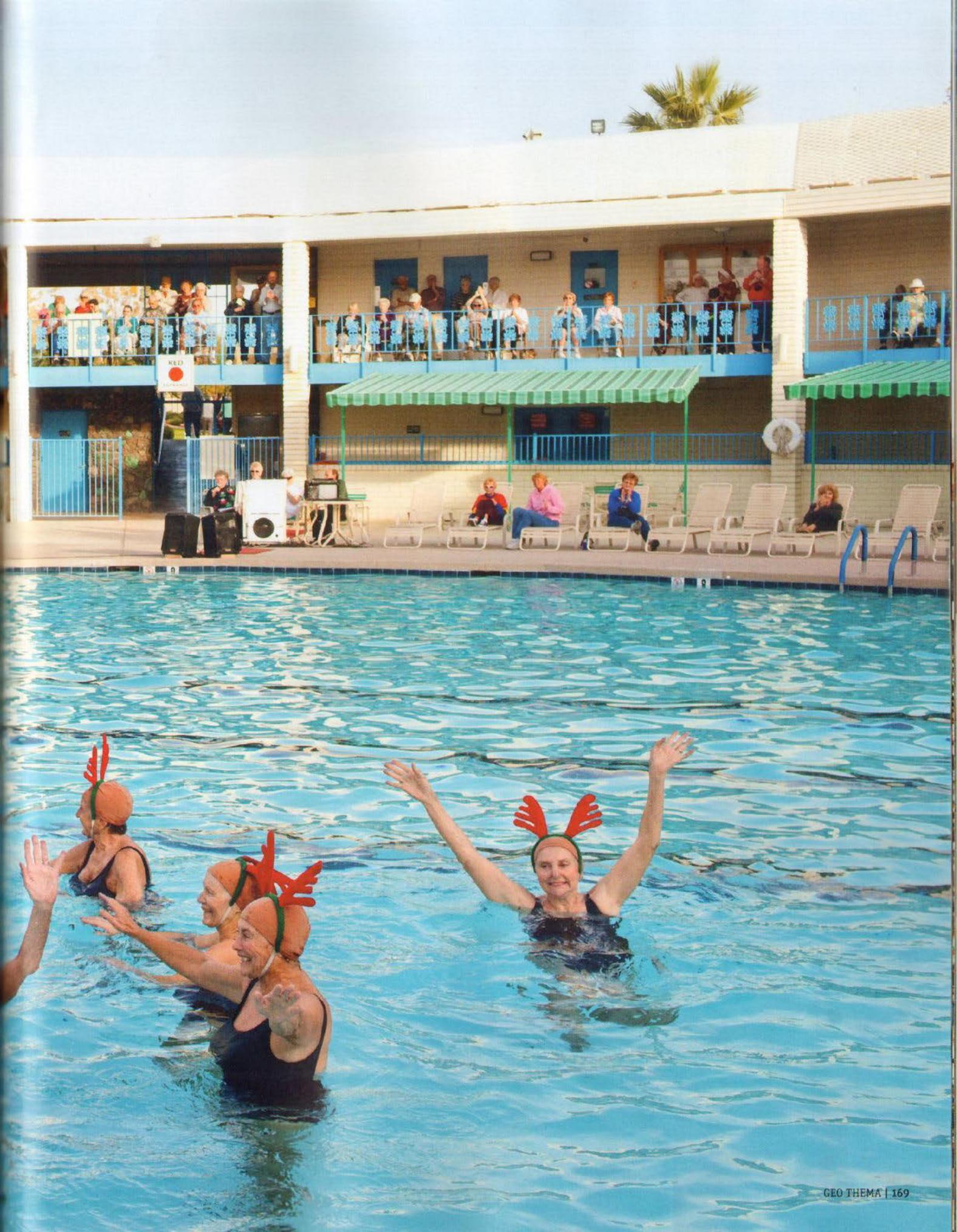
Alt zu sein ist in »Sun City« kein Makel – es ist Bedingung: Junge Menschen werden in der Rentnerstadt im US-amerikanischen Bundesstaat Arizona allenfalls als Gäste geduldet

von KENDRICK BRINSON (FOTOS) UND VIVIEN WINZER (TEXT)





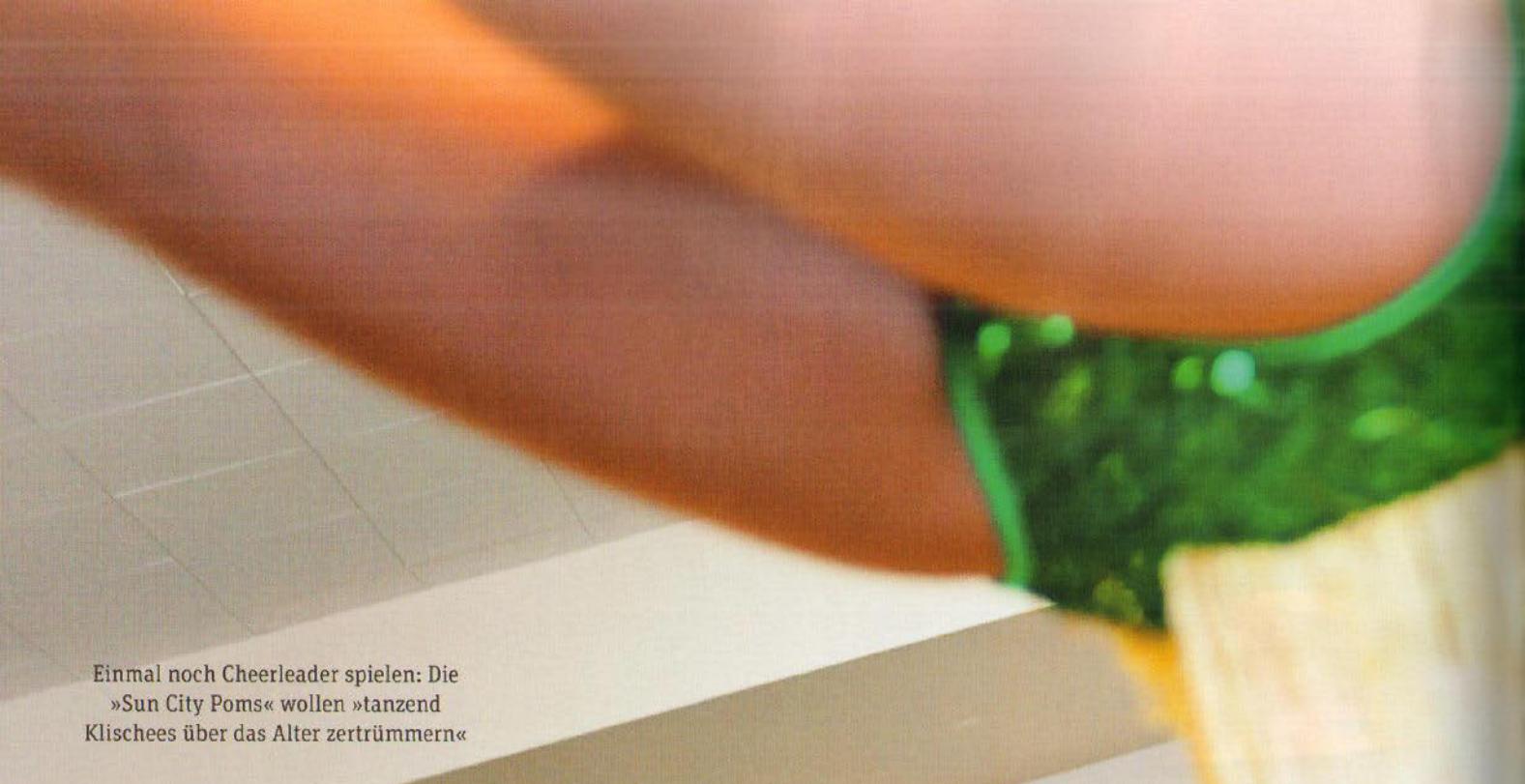
Spaß zu haben, etwa beim Synchronschwimmen, ist Pflicht in Sun City. Manche leben das Alter wie eine zweite Kindheit





Wer sagt denn, dass Rentner nur Stroh-
hüte tragen? Die »Belles and Beaus« bereiten
sich auf eine Sun-City-Parade vor





Einmal noch Cheerleader spielen: Die
»Sun City Poms« wollen »tanzend
Klischees über das Alter zertrümmern«





VIELE BEWOHNER FLOHEN VOR LANGEN, KALTEN WINTERN, VOR LANGGEWEILE – UND DEM HERANSCHLEICHENDEN TOD

Als am 1. Januar 1960 die Sonne über Arizona aufging, ging es für Delbert Eugene Webb noch einmal um alles oder nichts. Bis dato hatte der kalifornische Baulöwe Hochhäuser und Casinos gebaut und war damit reich geworden. Nun wagte er sich an ein soziales Experiment, das Soziologen verachteten und seine Kollegen aus der Baubranche für hirnrißig erklärten. Monatelang hatte Del Webb um Hauskäufer geworben, die hier, im sonnigen Südwesten der USA, eine Retortenstadt gründen sollten: einen Ort nur für Rentner.

„Sun City“, versprach Del Webbs Radio-Werbung, werde „ein Paradies“ sein.

Nun warteten die Verantwortlichen nervös auf der Baustelle der Musterstadt. Sie hatten bereits zwei Millionen Dollar ausgegeben, und das zu einer Zeit, als Häuser noch für ein paar Tausend Dollar zu haben waren. Jetzt brauchten sie dringend mindestens 10 000 Interessenten.

Was, wenn nun niemand käme?

Mit dem Sonnenaufgang wurde rasch klar, dass sich das Risiko gelohnt hatte: Bis zum Horizont erstreckte sich die Schlange der Autos. Rentner aus dem ganzen Land waren angereist. Am Ende des ersten Besichtigungswochenendes waren 100 000 Besucher gekommen – zehnmal mehr als erhofft. 237 Häuser wurden glattweg verkauft, im Wert von 2,5 Millionen Dollar.

Der Erfolg von Sun City war kein Zufall. Für die Planung ihrer Retortenstadt hatten Del Webbs Mitarbeiter Ruheständler in Florida befragt. Und auch wenn Gerontologen immer behaupten, dass alte Menschen unbedingt junge um sich haben wollen – „alles Quatsch!“ –, setzte Del Webb auf Marktforschung. Und landete einen Volltreffer.

Die Hauskäufer kamen vor allem aus dem Mittleren Westen, flohen vor kalten, dunklen Wintern; vor allem aber vor Nichtstun, Langeweile und dem heranschleichenden Tod. Das Konzept von Sun City war simpel: Gutes Wetter selbst im Winter, Beschäftigung statt Perspektivlosigkeit, Gemeinschaftssinn statt Einsamkeit. Dazu Häuser, die speziell für alte Menschen geeignet sind, mit niedrigen Lichtschaltern und ebenerdigen Räumen.

DEL WEBB VERÄNDERTE mit den Mitteln der damals noch jungen Markenkommunikation die Vorstellung vom Leben alter Menschen: Statt im Schaukelstuhl auf der Veranda zu sitzen, waren die Alten in Sun City kaum zum Stillhalten zu bewegen. Aber nur unter ihresgleichen. Sie verabschiedeten sich aus der Gesellschaft, um in Ruhe Spaß zu haben: Noch heute dürfen Menschen unter 55 in der Regel nur zu Besuch kommen; die Steuer ist wegen fehlender Schulen günstig, hohe Preise halten die Armut draußen. Die Alten nutzen ihre reiche Freizeit wie einen Sommerurlaub, der nie endet. Auf der 38 Quadratkilometer großen Fläche von Sun City finden sich Golfplätze, Pools, Freizeitzentren. Die Angebote reichen von Cheerleading bis Kunstschwimmen, von Tischlern bis Theaterspielen: Das Alter wird zur zweiten Kindheit.

Was jenseits der Mauern ihrer Sonnenstadt vor sich geht, ist vielen gleichgültig. Als ein Reporter des Magazins „The New Yorker“ einige Jahre nach Eröffnung von Sun City bemerkte, dass zwar Golf und Bowling beliebt seien, Kultur aber fast gar nicht stattfinde, erklärten die Del-Webb-Planer, das passiere eben, wenn der gesellschaftliche Druck zum Kulturreditum wegfallen.

Schon 1962 pries das „Time Magazine“ den „New Way of Life for the Old“, der sich bald landesweit durchsetzte. Vor allem im Sonnengürtel südlich des 37. Breitengrades der USA entstanden weitere Rentnersiedlungen. Dort ist das Klima gelenkschonend.

Ein halbes Jahrhundert nach der Gründung ist Sun City heute die älteste Rentnersiedlung ihrer Art. Das Durchschnittsalter der Bewohner liegt bei 73 Jahren. Schätzungsweise 120 Senioren sind sogar über 100 Jahre alt. Auch wenn die Fluktuation naturgemäß hoch ist, hat das Konzept längst die Bewährungsprobe bestanden.

Die Anlage allerdings zeigt erste Verschleißerscheinungen. Zum Beispiel müssen die weiß angestrichenen, fein gestutzten Orangenbäume am Wegrand nach und nach durch Kakteen und andere Wüstenbeinpflanzung ersetzt werden. Das liegt daran, dass sie so alt sind – nun schon über 50 Jahre – und langsam sterben. □

Ewiger Sommerurlaub hin oder her – GEO-Mitarbeiterin VIVIEN WINZER, 24, möchte, wenn sie einmal alt ist, lieber keinen Cheerleading-Kurs belegen.



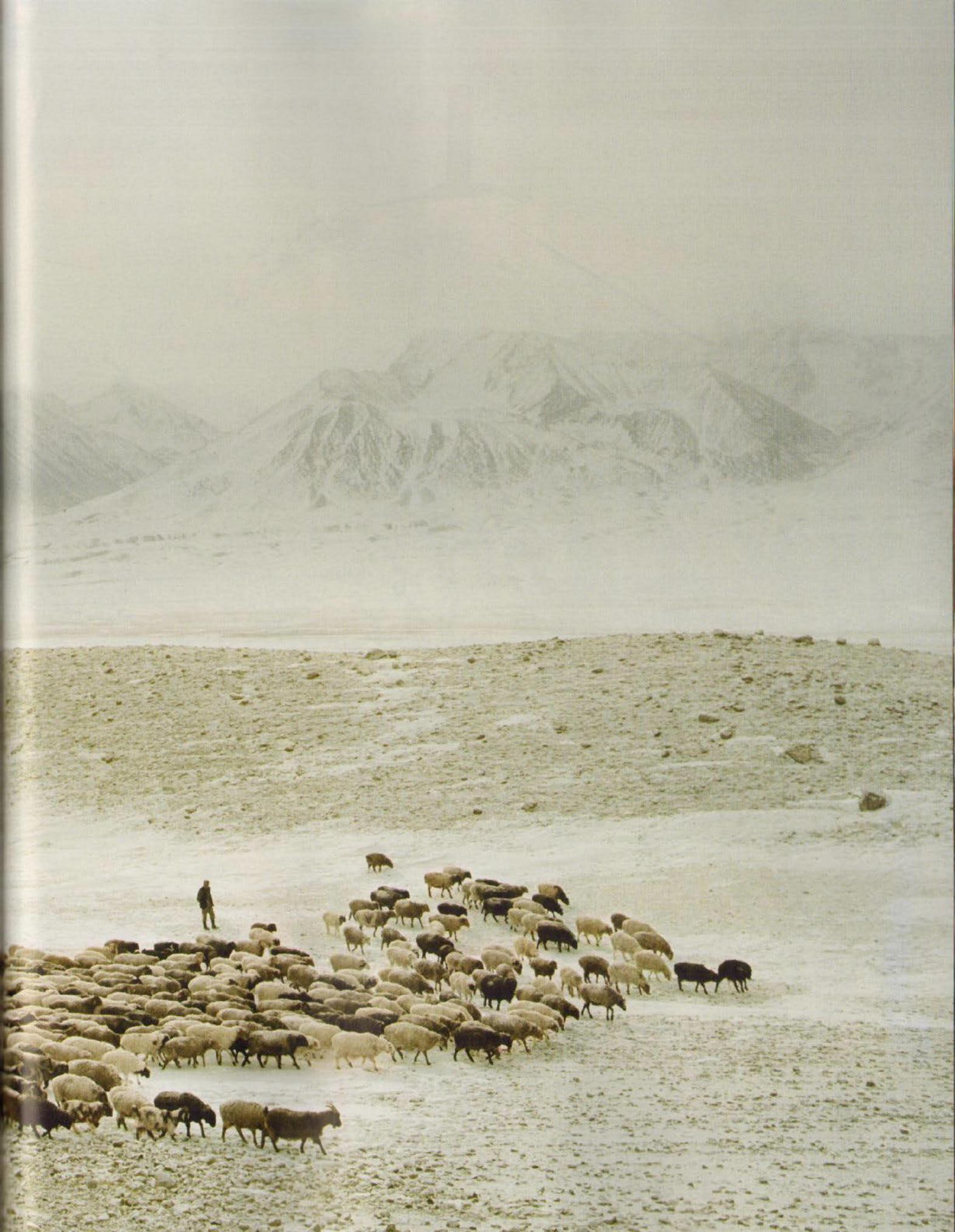
Gediegene Idyll: Gefegte Straßen und ein generelles Gefühl von Ordnung gehören zu den Kernwerten der Rentnergemeinde

DIE VERGESSENEN

In einem Hochtal im fernsten Winkel Afghanistans leben einsam ein paar Hundert Nomaden unter allerhärtesten Bedingungen. Einen ganzen Winter lang konnte ein westlicher Forscher das archaische Leben der Pamir-Kirgisen studieren

VON TED CALLAHAN (TEXT) UND MATTHIEU PALEY (FOTOS)

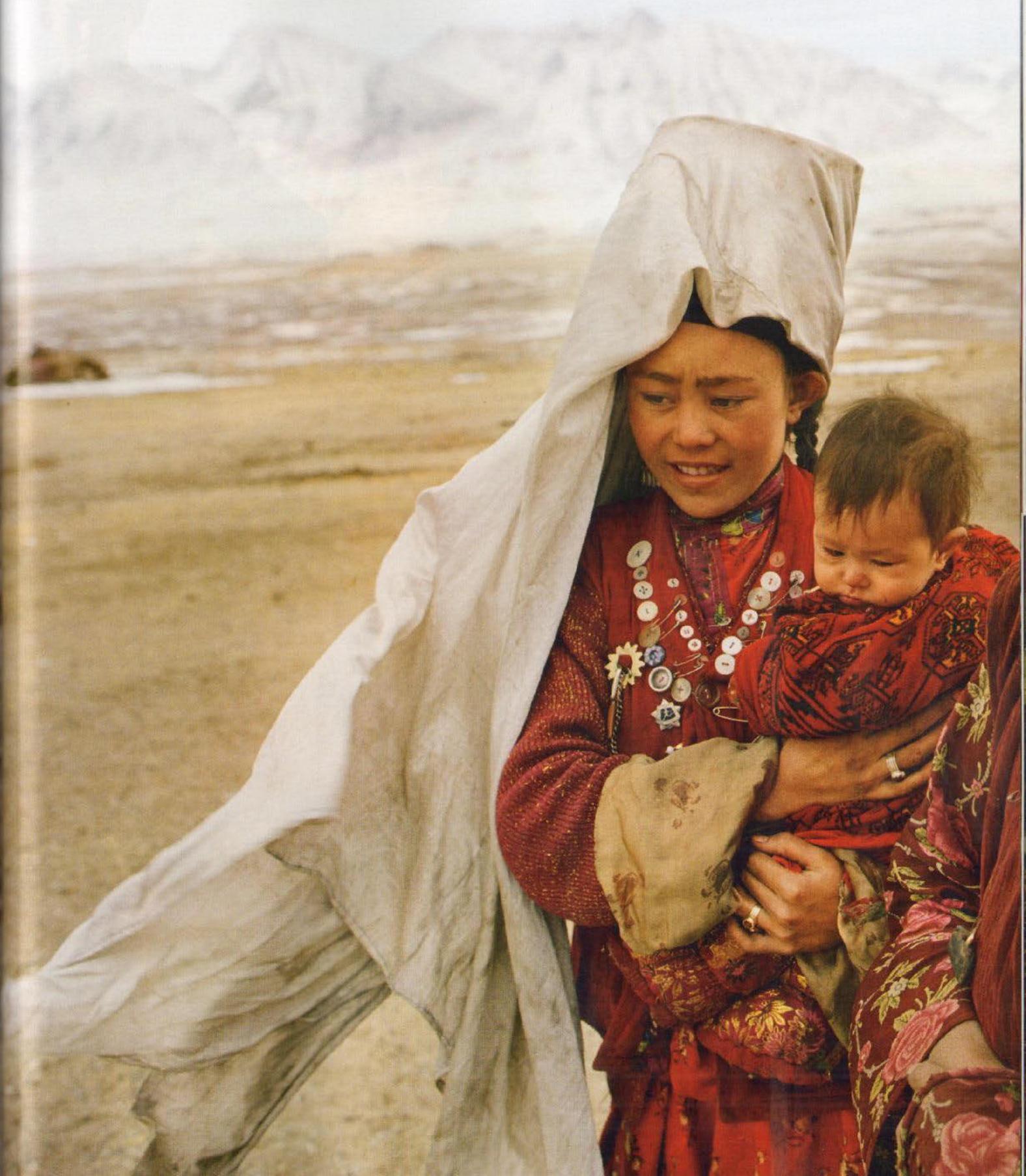




Monatlang liegt Schnee auf den Jurten. Einst lebten die Pamir-Kirgisen nur im Sommer hier oben auf 4000 Meter Höhe, doch seit den 1930er Jahren ist der Weg in die Täler durch Staatsgrenzen versperrt



Eine verheiratete Frau, erkennbar am weißen Kopftuch, ist aus einer Lehmhütte in die Kälte des Wintermorgens getreten, um Yakdung zu sammeln – das einzige Brennmaterial in diesen Höhen





Nur wohlhabende Familien können sich im Pamir Kamele leisten. Als Lasttiere. Und als Lieferanten einer dichten Wolle, aus der die Frauen Decken weben, um damit die Pferde zu wärmen





Ein einfaches Leben, in dem sich die Gegenwart kaum von der Vergangenheit unterscheidet und auch die Zukunft kein Versprechen birgt: Eine Schule gibt es hier oben nicht, kaum jeder zehnte Mann kann im zerfledderten Koran der Jurtengemeinschaft lesen. Und keine der Frauen. Deren Aufgaben sind ohnehin klar umschrieben: Morgens backen sie Fladen aus Weizenmehl, das eine Hilfsorganisation gespendet hat. Dann versorgen sie die Lämmer, die im Winter bei den Menschen am Feuer schlafen. Wenn Zeit übrig ist, formen sie Schmuck aus Knöpfen oder Schlüsselanhängern. Denn auch im Pamir gilt: Wer zur Schau trägt, dass er nicht immer nur arbeiten muss, gewinnt Ansehen

I. EINE GEBURT I. UNTER LEBENSGEFAHR

Ein Tag im November: Ich höre, wie jeden Morgen, bei einer Tasse Pulverkaffee im Radio den BBC World Service, als Joldosch in mein Zelt kriecht. Das ist ungewöhnlich.

Denn Joldosch ist opiumsüchtig, und man sieht ihn selten vor Mittag, weil er nachts lange wach bleibt und raucht. Wie es sich für einen Gastgeber gehört, biete ich ihm eine Tasse Tee an, doch er lehnt höflich ab: „Verzeih, dass ich dich störe. Aber meine Frau bekommt ein Kind. Könnte ich dich sofort zu ihr bringen?“

Ich ahnte seit Längerem, dass ein solcher Moment auf mich zukommen würde; deshalb habe ich in meinem medizinischen Handbuch die Kapitel über Geburtshilfe sorgfältig gelesen und mir auf einem Zettel die wichtigsten kirgisischen Begriffe zu Schwangerschaft und Geburt notiert. Dieses Blatt stecke ich ein, zusammen mit ein-

paar medizinischen Instrumenten und Arzneimitteln, und folge Joldosch in seine Jurte. Was wird mich dort erwarten? Hat vielleicht jemand sauber gemacht, um der Gebärenden ein Minimum an Hygiene zu bieten?

Nein.

Stattdessen sehe ich Joldoschs junge Frau Aisuluu auf dem Erdboden neben einem offenen Dungfeuer kauern; sie klammert sich an der Holzstange fest, die das runde Dach der Jurte stützt. Joldosch verzieht sich mit seiner Opiumpfeife in eine Ecke.

Die Sterblichkeitsrate von Müttern und Säuglingen unter den Kirgisen hier oben in den nordafghanischen Pamir-Hochtälern gehört zu den höchsten der Welt. Manche Männer sind zum vierten Mal verheiratet, weil ihre ersten drei Frauen bei Geburten gestorben sind. Hier, im Winterlager des Abdul Raschid Khan, lebt eine Frau, die neunmal schwanger war; von den acht Kindern, die sie lebendig zur Welt gebracht hat, sind sieben bald darauf gestorben.

Der jungen Aisuluu steht an diesem Tag eine „Hebamme“ bei. Sie hat selbst mehrere Kinder, aber unglücklicherweise macht sie nun alles falsch. Gerade reibt sie den gewölbten Bauch der Schwangeren und erhöht damit das Risiko, dass die Plazenta sich löst, was einen Blutsturz zur Folge haben könnte.

Ich prüfe Aisuluus Blutdruck, die Atmung, den Puls. Es geht ihr gut. Ich stelle ein paar Fragen; dann entsteht eine peinliche Pause. Ich weiß, dass die Kirgisen mir nie gestatten werden nachzuprüfen, ob der Kopf des Säuglings schon sichtbar ist. Selbst den Bauch darf ich nicht abtasten – also kann ich nichts tun. Versuche aber immerhin, die Hebamme davon abzuhalten, Aisuluus Leib zu reiben. Wir können nur noch abwarten.

Später, als ich in der Jurte des Khan sitze, kommt die Hebamme gelaufen und sagt: „Es ist ein Mädchen.“ Der Khan, Oberhaupt einer Gruppe von einigen Hundert Kirgisen im „Kleinen Pamir“, ist der Großvater des Neugeborenen; er hat 14 weitere Enkel.



Er geht ins Freie, um zu beten. Ich kehre in mein Zelt zurück, wo sich bald darauf Joldosch einfindet. Nachdem er den ganzen Tag über Opium geraucht hat, ist er vollkommen weggetreten. Er trinkt eine Tasse Tee, isst ein paar Kekse.

Dann sagt er: „Wir haben ein Problem. Die Nachgeburt ist noch nicht rausgekommen.“ Wir rennen zu seiner Jurte.

Aisuluu ist erschöpft, sie schluchzt.

Auf der Plastikplane, die ich ein paar Stunden zuvor unter sie gelegt habe, breitet sich eine riesige Lache aus.

Aisuluu ist dabei zu verbluten.

Aus Büchern weiß ich, dass die Gebärmutter sich in Nachgeburtswehen zusammenziehen muss, um die Plazenta hinauszudrücken – das sorgt dafür, dass die Blutung aufhört. Eine Möglichkeit, diese Wehen auszulösen, ist es, dem Säugling sofort die Brust zu geben.

Aber nun schaltet sich die Hebamme ein; sie besteht darauf, dass dies falsch wäre:

„Ich habe drei Kinder, und keines davon habe ich sofort an die Brust gelegt!“ Statt dem Säugling die erste Muttermilch zu geben, haben die Kirgisen die Tradition, ihn mit Yakmilch und Mehl zu füttern – unverdaulich für ein Neugeborenes.

Aisuluu blutet heftig. Ich spritze ihr zwei Ampullen eines Wehen auslösenden Mittels in den Oberschenkel. Ich habe keine Ahnung, wie lange es dauern wird, bis das Medikament wirkt; ich weiß nicht einmal, ob es überhaupt wirkt. In meinem Handbuch steht, dass es in einem solchen Fall das Beste sei, die Plazenta manuell zu entfernen. So feinfühlig wie möglich versuche ich zu erklären, dass man nur so Aisuluus Leben retten könne.

Ich bin nicht überrascht, als mein Vorschlag abgelehnt wird. Man legt mir nahe, mich zu entfernen.

In der Jurte des Khan benehmen sich die Männer wie immer. Und nicht so, als sei zehn Meter entfernt gerade eine Frau

dabei zu sterben. Reis wird serviert. Als die Waschschale zu mir kommt, sehe ich, dass Aisuluus Blut an meinen Händen klebt. Die Kirgisen machen sich mit Appetit ans Essen; sie scheinen über meine Schweigsamkeit verwundert zu sein.

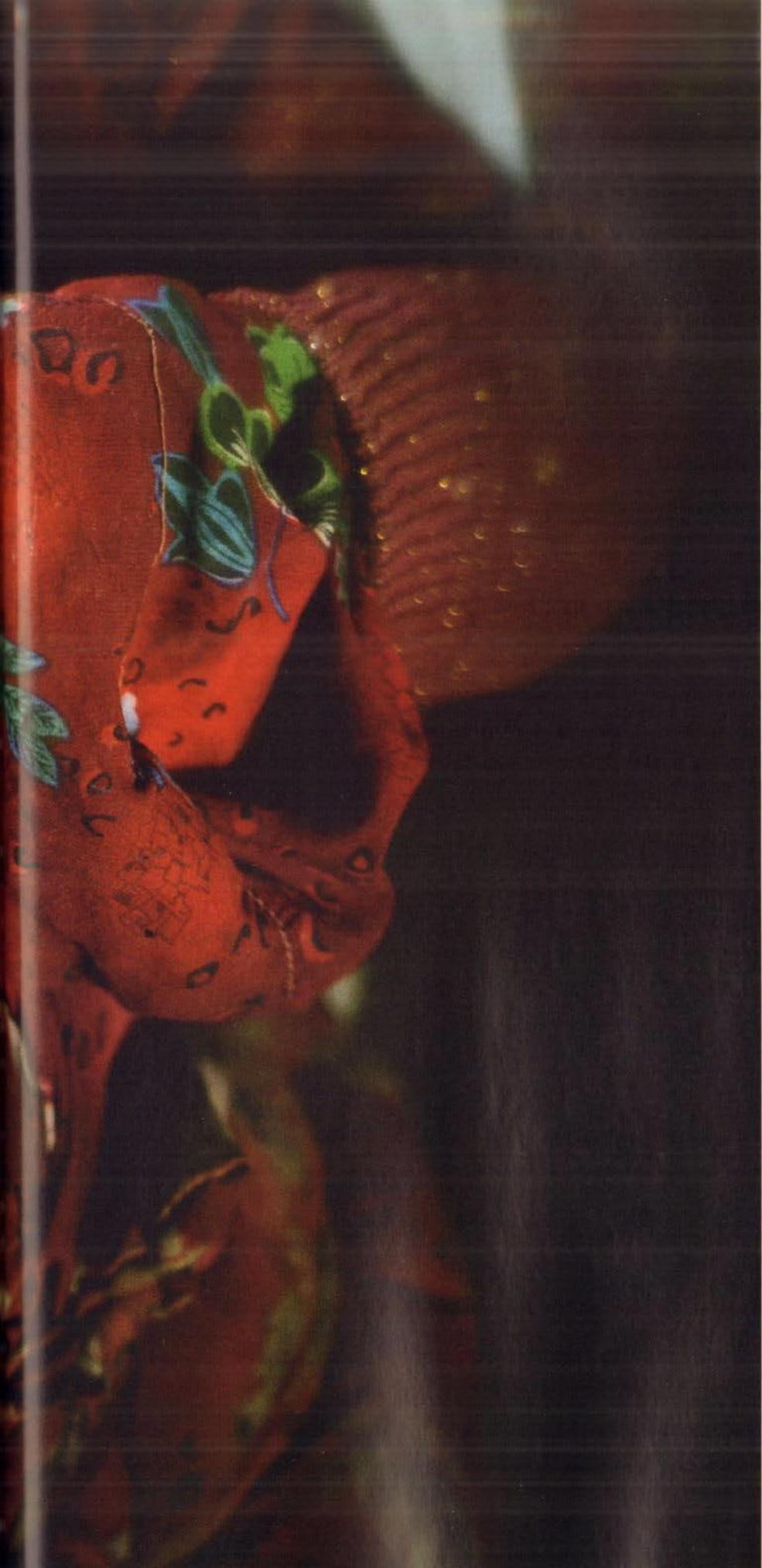
Diese Nacht ist die elendste meines Lebens. Ich hocke in meinem Zelt und weiß, dass ich Aisuluus Leben retten könnte – zumindest könnte ich es versuchen; aber Ignoranz und verknöcherte Traditionen hindern mich daran. Nach unruhigen Stunden falle ich endlich in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen treffe ich den Hirten Daryaboi und frage ihn nach Aisuluu. Ich bin mir sicher, dass sie inzwischen gestorben ist.

„Ach die? Der geht es schon wieder gut“, sagt Daryaboi und rennt seinen Schafen hinterher.

Ich laufe ins Zelt des Khan und beglückwünsche ihn. Seine Antwort treibt mir Tränen in die Augen. „Temir-aka“ – mein kirgi-





Die 39-jährige Gul Ash kann ihr Neugeborenes nicht stillen, ihre Brust ist entzündet. Vergeblich versucht sie, das Mädchen mit Yakmilch durchzubringen.

Wenige Tage später stirbt das Baby

sischer Name, der „Eisen“ bedeutet – „Temir-aka, du und ich, wir sind wie Brüder. Dieses Mädchen ist auch deine Enkelin.“ Er hat ihr den Namen Maryam gegeben.

Ich darf das Baby sehen, ich darf seinen Nabel desinfizieren. Aisuluu hält meine Hand und flüstert: „Danke, großer Bruder Temir!“ Ich bin so erleichtert wie noch nie zuvor in meinem Leben.

II. WARUM III. ICH HIER BIN

Für einen Ethnologen wie mich sind die Menschen, die in dieser unwirtlichen Bergregion Nordafghanistans ausharren, ein einzigartiges Studienobjekt. Ihre kleine Gemeinschaft ist das Relikt einer leidvollen Geschichte. Vor 150 Jahren lebte dieses Hirtenvolk nur im Sommer in den afghanischen Pamir-Hochtälern, einer durch Gletscherbewegungen geformten Einöde zwischen Hindukusch und Pamirgebirge. Im Winter, wenn die Temperatur dort bis unter minus 50 Grad Celsius sinken kann, trieben die Pamir-Kirgisen ihre Schafherden hinab in die tiefer gelegenen Täler auf dem Gebiet des heutigen Tadschikistan.

Doch dann schnürten geopolitische Entwicklungen die Nomaden in ihrem Winterquartier ein: Die Pamir-Täler liegen seit 1895 im sogenannten Wakhan-Korridor, einem 270 Kilometer langen, stellenweise nur 15 Kilometer breiten Landstreifen, der im russisch-britischen Pamir-Vertrag damals Afghanistan zugeschlagen wurde, um das britisch beherrschte Indien vom russischen Zarenreich zu trennen (siehe Karte Seite 186).

Das beeinträchtigte die Kirgisen im Pamir zunächst kaum – jedenfalls solange die Staatsgrenzen nur auf dem Papier bestanden. Doch nach 1930 schloss die Sowjetunion die Grenze nach Norden.

Auf der Ostseite des Korridors schottete sich das 1949 kommunistisch gewordene China ab. Und im Süden verwehrten bald die Grenzposten Pakistans den Hirten den Übertritt.

Die Kirgisen fanden sich als Bewohner eines entlegenen Zipfels Afghanistans wieder, beschränkt auf zwei 100 und 60 Kilometer lange Hochtäler, eingeschlossen von vier Staatsgrenzen und 5500 Meter hohen

Bergmassiven. Noch vor der Invasion Afghanistan durch Sowjettruppen 1979 floh der damalige Khan mit seinen 1300 Untertanen aus dieser Enklave ins benachbarte Pakistan. Der größte Teil der Gruppe übersiedelte vier Jahre später in die Türkei, wo die Exil-Kirgisen aus dem Pamir inzwischen in Dörfern mit Kanalisation, Straßenanbindung und Elektrizität leben und ihre Kinder in Schulen und Universitäten schicken.

Nur etwa 250 Kirgisen unter der Führung des heutigen Khan Abdul Raschid haben sich 1979 entschlossen, zurück ins afghanische Bergland zu ziehen, um dort ihr altes Leben wieder aufzunehmen: ein Leben in einer Zeitblase, fernab jeder Zivilisation, acht Tagesritte entfernt von der nächsten Ambulanzstation. Und vier Tagesritte von der nächsten Schule.

30 Jahre lang hat kaum ein westlicher Anthropologe nachgeforscht, wie es dieser Gruppe seither ergangen ist. Das will ich nachholen, denn es gibt viele ungeklärte Fragen: Wie organisieren die Pamir-Kirgi-

sen ihr Zusammenleben in dieser lebensfeindlichen Umgebung?

Wodurch erhält der Khan, ihr Anführer, seit nunmehr drei Jahrzehnten seine Autorität? Wie vertritt er die Interessen seiner Untertanen? Nach welchen Regeln funktioniert überhaupt die kleine Ökonomie der Pamir-Kirgisen?

Und wie haben sich ihre Traditionen inzwischen verändert?

An der Universität habe ich gelernt, dass ein Ethnologe die Gesellschaften, die er erforscht, nur dann wirklich verstehen könne, wenn er deren Erfahrungen auch teile. Das war der Hintergrund für meinen Beschluss, dem Lebensstil der Kirgisen-Diaspora in Afghanistan so nahe wie nur irgend möglich zu kommen.

In Bischkek, der Hauptstadt des nicht an Afghanistan grenzenden Landes Kirgisistan, in dem mit 5,2 Millionen Kirgisen heute die große Mehrheit dieses Turkvolkes zu Hause ist, habe ich deshalb die Sprache gelernt. So konnte ich meinen Aufenthalt in den

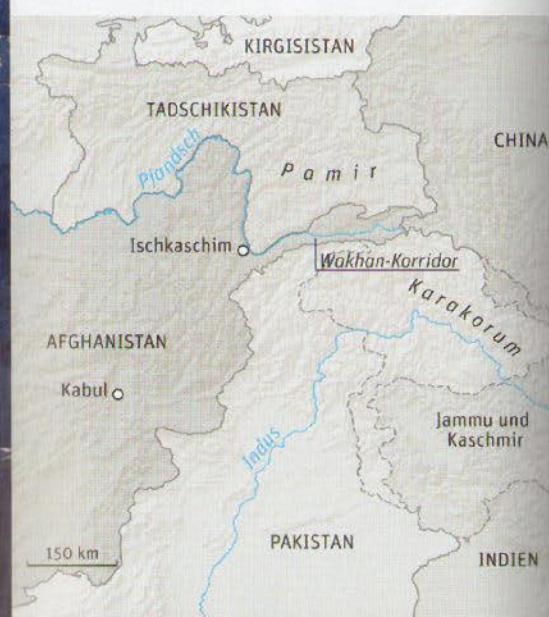
700 Kilometer entfernten Bergen vorbereiten. Einer meiner Mentoren an der Universität Boston riet mir eindringlich, nicht mehr als unbedingt nötig ins ferne Gebirge mitzunehmen: Pulverkaffee, Whiskey, Medikamente, ein paar dicke Romane „für die langen Winternächte“.

Das war ein weiser Rat; aber ich habe ihn nicht befolgt. Schon als ich in Bischkek losfuhr, hatte ich den Wagen mit 300 Kilogramm Gepäck beladen; fünf Tage benötigte ich bis ins afghanische Ischkaschim.

Dort kaufte ich weitere Vorräte, noch mehr Gaspatronen, und zog schließlich mit acht Yaks acht Tage lang durch das enge Tal des Wakhan-Korridors hinauf ins Gebirge. Jedes Tier trug 80 Kilo Gepäck, und als ich schließlich im Lager von Abdul Raschid Khan ankam, lachten alle. Ich versuchte, mich mit einem kirgisischen Sprichwort vor ihrem Spott zu schützen: „Der Stein ist nur dort schwer, wo er zu Boden fällt.“ Ich ahnte aber bereits, dass die Menge an Vorräten mir später noch zugutekommen würde.



Der Wakhan-Korridor mit »Kleinem« und »Großem Pamir« diente einst als Puffer zwischen den Einflusszonen Großbritanniens und Russlands. Die Hirten im Hochtal leben fern jeder Politik. In die Welt hinaus führt sie allein ein solargetriebenes Fernsehgerät



Immerhin wollte ich ein ganzes Jahr im Pamir verbringen, auch den gesamten Winter. Und das ist die Zeit, in der das Leben in dieser entlegenen Bergwelt selbst für Einheimische zu einer existenziellen Herausforderung wird.

Aber es ist auch die Zeit, in der die Kirgisen des Pamir sich am besten studieren lassen und einigermaßen bereitwillig meine Fragen beantworten, weil sie wenig anderes zu tun haben: Sie sind Hirten und in den Sommermonaten mit ihren Tieren unterwegs. Nur im Winter erfährt man, was die Menschen dieser von der Welt isolierten islamischen Gemeinschaft über das Leben denken.

Außerdem hatten mich die Kirgisen bei einem früheren Besuch herausgefordert: Einer wie ich, hatten sie gesagt, könne die eisigen Monate hier oben unmöglich in einem Zelt überstehen. Tatsächlich bin ich, soweit ich weiß, der einzige Westler, der jemals einen gesamten Winter im afghanischen Pamir zugebracht hat.

III. MEIN ALLTAG

Ich liege in meinem Schlafsack, starre auf den Raureif am Zeltdach – das ist mein Atem, der sich im Laufe der Nacht dort niedergeschlagen hat. Ich bin aufgewacht, weil ich vor Kälte schlottere: Die Winternmorgen im Pamir sind erbärmlich.

Die Zahnpasta ist gefroren, auch die Erdnussbutter, auch das Wasser, das ich am Tag zuvor geholt habe. Ich gehe nach nebenan in mein „Büro-Zelt“, das zugleich meine Küche ist, und schmelze Eis für den Kaffee.

Eine Entscheidung steht an: Will ich der Erste sein, der an diesem Morgen zur 20 Minuten entfernten Quelle geht?

Wenn ich, wie heute, guter Laune bin, nehme ich meine Eisaxt und marschiere los. Ich schlage das Eis der Nacht von der Wasserstelle fort, um ein Loch für den Schöpfheimer zu schaffen; wobei ich Pausen machen muss, um meine Hände in den Achselhöhlen zu wärmen. Auf dem Rückweg begegne

ich Mädchen und Frauen, die mit Eseln und Kamelen unterwegs sind. Sie danken mir dafür, dass ich ihnen die Plackerei mit der Axt an diesem Tag erspart habe.

Der Winter beginnt hier, auf einer Höhe von über 4000 Metern, im frühen September. Dann wird es nach und nach ungeheuerlich kalt. Zwar kann die Nachttemperatur selbst in den Sommermonaten unter null Grad fallen, und schneien kann es fast immer. Ab Oktober aber schmilzt der Schnee nicht mehr. Und Bad-i Wakhan, ein Wind aus Südwest, bläst unentwegt; die lange Zeit der Schneestürme beginnt.

Die Teilnehmer einer französischen Expedition kamen 1886/87 zu dem Schluss, dass man „schon ein großes Verbrechen begangen haben muss, um im Pamir bleiben zu wollen ...“ Die Kirgisen unterhalten das ganze Jahr über mehr als 50 Camps in der Region, verteilt auf etwa 1200 Quadratkilometer Bergland. In jedem Camp leben zwischen zwei und 14 Familien. Es gibt Sommercamps an den Nordflanken der Berge



Frühmorgens Wasser zu holen ist die Aufgabe der Mädchen. Mit Eisenstangen haben sie bei 25 Grad Kälte das Eis aufgestoßen, um ihre Kanister zu füllen

und Wintercamps an den nach Süden weisenden Hängen.

Letztere sind für etwa acht Monate im Jahr bewohnt und daher oft besser ausgebaut, mit einigen festen Lehmhütten neben den Jurten, und manchmal sogar mit einfachen Wasserleitungen ausgestattet.

Die Wintercamps sind meist kleiner, weil sich die Menschen mit ihren Herden in den kalten Monaten viel weiter über das Land verteilen müssen, um die Tiere auf dem immer spärlicheren Weideland satt zu bekommen.

Im Wintercamp des Abdul Raschid Khan leben sieben Familien. Anfangs aß ich meist gemeinsam mit ihnen in ihren Jurten; die Mahlzeiten bestanden aus Brot, Joghurt, Sahne, einer Art Mozzarella, getrocknetem Quark, Tee mit Milch und Salz sowie Reis, der mit viel Pflanzenöl zubereitet wird. Bald allerdings hatte ich genug von dieser Kost. Und ich wollte die Vorräte der Kirgisen nicht beanspruchen.

Also begann ich, eigene Mahlzeiten zu kochen.

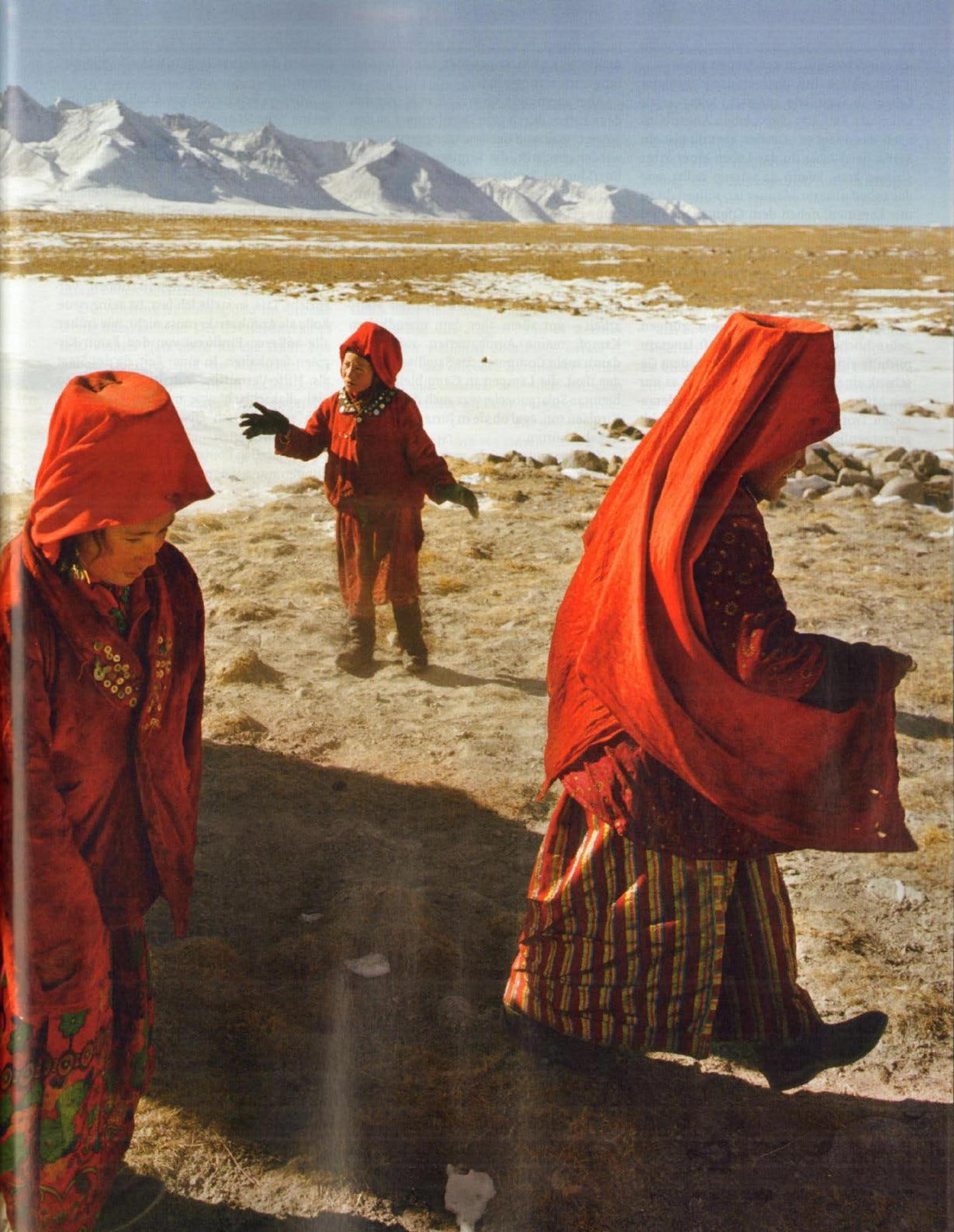
Sie schmeckt furchtbar, diese Mischung aus Haferbrei, Nudeln, Dosenthunfisch und Keksen, und so habe ich innerhalb von vier Monaten etwa zehn Kilo abgenommen. Das merkte ich auch daran, dass ich die Frauen bitten musste, mir die Gummibänder an meinen Unterhosen enger zu nähen. Was sie natürlich kommentierten: „Wie dürr du geworden bist! Weil du nicht mit uns essen willst!“ Anfangs gab ich den Frauen auch meine Wäsche; aber weil sie trockenen Dung benutzen, um das Wasser zu erhitzen, stanken alle meine Kleider nach Yak.

Deshalb wasche ich meine Wäsche jetzt selbst. Was eine Quälerei ist: Ich muss mindestens zweimal zum Wasserholen gehen, was viermal 20 Minuten dauert. Dann warte ich eine Stunde, bis das Wasser auf meinem Gaskocher heiß geworden ist. Danach fülle ich mehrere Eimer und verbringe eine weitere Stunde damit, die Wäsche einzuhauen, zu schrubben, zu spülen. Schließlich hänge ich die Kleider auf, lasse sie einfrieren, schlage sie gegen einen Stein, um das Eis abzulösen und bringe sie dann ins Zelt.

Dort hänge ich sie für mehrere Tage auf, bis sie endlich trocken sind.

Als mich Abdul Raschid Khan einmal beim Waschen antrifft, sieht er mir eine





Weile zu und fragt dann belustigt, warum ich die Wäsche nicht den Frauen gäbe.

Ich erkläre ihm, dass ich das kirgisische Leben so weit wie möglich selbst erfahren wolle. Der Alte denkt einen Augenblick nach, dann sagt er: „Gewiss, aber du bist ein Mann. Jetzt lebst du das Leben einer kirgisischen Frau. Wenn du wissen willst, wie das Leben unserer Männer ist, solltest du zu mir kommen, neben dem Ofen sitzen und Tee trinken.“

Abdul Raschid, „der mächtige Khan“: Ich hatte ihn mir als eine imposante, kriegerische Gestalt vorgestellt, umgeben von nomadischem Luxus.

Stattdessen gleicht er einem gütigen, gebrechlichen Großvater. Er läuft langsam, mithilfe eines einzelnen Skistocks, dem Geschenk eines Wanderers, und schafft es nur mit Mühe, sich auf seinen Kissen niederzulassen. Trotz seiner Hinfälligkeit aber strahlt er erstaunliche Würde aus.

Womöglich speist sich seine Autorität vor allem aus dieser ganz persönlichen Wir-

kung: Abdul Raschid Khan wurde nie formell zum Anführer gewählt, hat seine Stellung auch nicht geerbt.

Aber irgendwie, so erzählt man mir, hat der Khan es durch gute Beziehungen zu den Sowjets während der Besatzungszeit immer wieder geschafft, die Kirgisen im Wakhan-Korridor vor Repressionen und Zwangskollektivierung zu bewahren. Das danken ihm seine Leute noch heute.

IV. WIE ICH ZU MEINEM PFERD KAM

Morgens widme ich mich also der Hausarbeit - vor allem aber dem unendlichen Kampf, meine Autobatterien aufzuladen, damit mein Computer, das Satellitentelefon, der iPod, die Lampen in Gang bleiben. Ich benutze Solarpaneele, was auch die meisten Kirgisen tun, egal ob sie in Jurten leben oder in Lehmhäusern.

Die Spannung reicht gerade für ein bisschen Licht. Ein paar Familien besitzen Ge-

neratoren, aber Benzin ist knapp, und so bleiben die Fernsehgeräte und DVD-Spieler meist still.

Mittags breche ich gewöhnlich auf, um meine Ethnologie-Studien voranzutreiben: Ich besuche andere, oft weit entfernte Winterlager, führe Interviews zur Geschichte, zur Lokalpolitik oder zur Viehzucht. Und ich zähle Menschen, denn ich möchte klären, wie viele es hier oben überhaupt aushalten.

Das klingt einfacher, als es ist. Der Khan hat ihre Zahl mit 2000 angegeben, weil er sich so mehr Unterstützung von der Regierung oder von Hilfsorganisationen verspricht. Das, so stelle ich fest, ist seine neue Rolle als Anführer: Er muss nicht, wie früher, alle äußeren Einflüsse von den Pamir-Kirgisen fernhalten. In einer Zeit, da der Staat als Hilfe-Vermittler auftritt, muss er so viel „Bakschisch“ wie möglich einwerben, und sei es durch Übertreibung der Zahl seiner Untertanen.

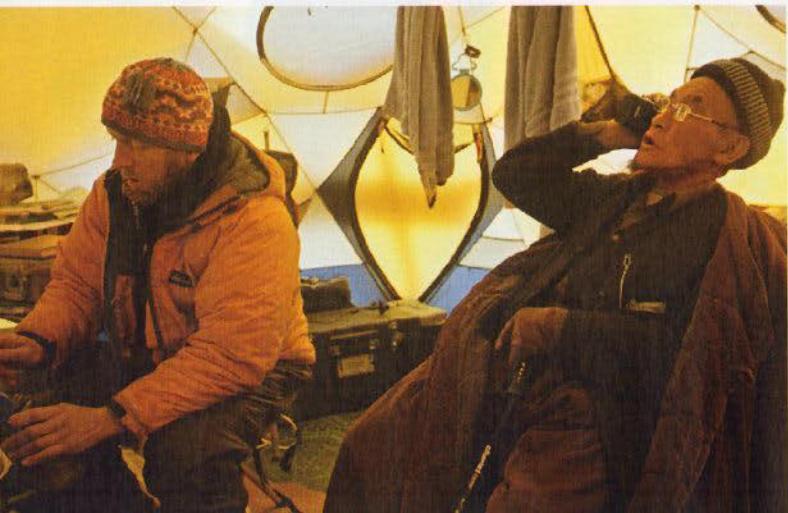
Ich nämlich komme nach meinen Erkundungen nur auf 650 Menschen.

Der Autor dieser Geschichte, der Ethnologe Ted Callahan, hat sein Zelt im Lager des Khan aufgeschlagen. Manchmal borgt er dem Clan-Chef Abdul Raschid sein Satellitentelefon, damit dieser sich in der Hauptstadt Kabul nach dem Verbleib einer Hilfslieferung erkundigen kann. Ohne

Unterstützung wären die Pamir-Kirgisen verloren: Die Hirten können sich nicht einmal gegen die Wölfe zur Wehr setzen, die nachts durch das Winterlager streifen.

»Mushkush«, Mäusetöter, nennen die Männer ihre 50 Jahre alten Büchsen. Denn größere Tiere lassen sich damit kaum erlegen. Erst im Frühling wird das Leben einfacher. Dann verladen die Hirten ihre Jurten auf Yaks und ziehen ins Sommerlager auf der anderen Talseite.

Dort gibt der Schnee im April die ersten Weiden frei



Am Anfang sind die Befragten oft misstrauisch gewesen, haben gar nicht oder falsch geantwortet. Aber ich habe mittlerweile ein paar Strategien, um ihr Vertrauen zu gewinnen: Entweder appelliere ich an ihre Vernunft („Wenn ihr Schulen wollt, muss die Zahl der Kinder exakt sein!“), mache Witze („Ich bin ein Spion des Großen Satans Amerika!“) oder biete ihnen ein Tauschgeschäft an: Medikamente für die Zeit, die sie mir schenken – und in der sie mir zum Beispiel erzählen, weshalb die alten Volksmärchen und Kunsthandwerke in ihrem Leben fast keine Rolle mehr spielen.

Die Antwort ist traurig und im Grunde wenig überraschend: Der Überlebenskampf lässt keinen Platz mehr für die Traditionspflege. Überdies sind die Menschen hier oben völlig abgeschirmt vom reichen kulturellen Leben ihrer Volksgenossen anderswo in Zentralasien.

Ich bin am liebsten zu Fuß unterwegs für meine Befragungen – aber die Kirgisen haben ein Sprichwort: „Ein Mann, der zu

Fuß geht, ist kein Mann.“ Deshalb war es sinnvoll, mir kurz nach meiner Ankunft im Herbst ein Pferd zuzulegen.

Und das ist so abgelaufen: Eine Woche lang kam ein Kirgise nach dem anderen an meinem Zelt vorbei, und ein jeder wollte mir sein krankes, in einem Fall sogar lahmes Pferd andrehen.

Dabei versuchten sie eifrig, einander auszustechen.

Regelmäßig nahm mich jemand beiseite und flüsterte mir ins Ohr: „Dieser Mann da ist schlecht, genau wie sein Pferd. Es wird in einer Woche tot umfallen!“ Zu meinem Glück aber habe der wohlmeinende Informant selbst ein ausgezeichnetes Reittier, das er mir vielleicht überlassen könnte ... Hatte sich das Angebot herumgesprochen, erschien ein anderer, um mich vor dem Kauf zu warnen, und der Vorgang wiederholte sich.

Irgendwann kam ein tadschikischer Tierarzt zu Besuch, der mir bei der Suche half. So erstand ich für 800 Dollar einen Hengst

samt Sattel und Zaubzeug. Ich reite nicht gern und bin daher auch mit meinem Pferd nie richtig vertraut geworden. Nach einigen Wochen hat sich das gerächt, als auf dem Heimweg von einem Lager eine Eisfläche vor mir lag.

Das Pferd wieherte warnend, aber ich zwang es weiterzugehen, unvorsichtigerweise. Das Tier rutschte weg, ich landete hart auf dem Eis.

Beim Aufstehen sah ich, dass einer meiner Finger in einem merkwürdigen Winkel abstand. Mit einiger Mühe schaffte ich es, den Handschuh auszuziehen – mein rechter Ringfinger war ausgekügelt.

Ich beschloss, im Lager ein paar Valium-Tabletten zu schlucken, um die Muskeln zu entspannen, und den Finger dann mit einem kräftigen Ruck wieder einzurenken. Als Sanitäter hatte ich so etwas oft genug getan. Allerdings nie bei mir selbst.

Im Lager umringten mich die Kirgisen, mein schmerzverzerrtes Gesicht ist ihnen nicht entgangen. Die Vorstellung, mir wo-







Zerschlissene Hosen, der Kälte wegen
in vier, fünf Lagen übereinander getragen,
dazu ein Paar alte Stiefel – das ist die
»Tracht« des Hirten Osmon. Schnürsenkel?
Ein Luxus, den er sich nicht leisten kann

möglich einen Gefallen tun zu können, begeistert sie. Einer schreit: „Holt Mustafa Kyl. Er ist der Beste, wenn es um Finger geht!“ Als Kyl, der ein Freund ist, meine Hand sieht, lächelt er, dass seine Goldzähne blitzen. Ohne Vorwarnung packt er den Finger und zieht kräftig. Eine halbe Stunde lang mühen wir uns ab: ohne Erfolg.

„Danke, Mustafa Kyl, lass uns aufhören. Ich habe Schmerzen.“

„Nein, nein! Wir sollten deine Hand flach auf einen Stein legen. Ich werde den Knochen an seinen Platz drücken. Ich könnte mich auch draufstellen. Dann wird alles gut.“

Ich lehne das Angebot höflich ab. Mustafa Kyl ist enttäuscht und erklärt den Umstehenden, dass er die Sache in Ordnung bringen könnte – wenn ich ihn nur ließe! Zustimmendes Nicken von allen Seiten.

Bei einem Besuch in Kabul zwei Wochen später stellt sich heraus, dass mein Finger an zwei Stellen ausgekugelt ist. Er wächst nicht mehr richtig zusammen und wird für immer unbrauchbar bleiben. Aber zumindest hat der Vorfall dazu beigetragen, dass ich nun als kyrgyzchylyk gelte: als Mann, der über Eigenschaften und Vorzüge der Kirgisen verfügt.

So zumindest lautet das Urteil einer Abendessenrunde, in der jeder zweite Anwesende einen oder zwei merkwürdig abstehende Finger vorzuweisen hat. Viele von ihnen waren Patienten von Mustafa Kyl.

V. OPIUM, LANGWEILE UND EINSAMKEIT

Joldosch, dessen Frau vor seinen Augen fast im Kindbett starb, macht aus seiner Opiumsucht keinen Hehl. Er ist keine Ausnahme. Nach meiner Erhebung konsumieren bis zu einem Drittel der Männer und vielleicht fünf Prozent der Frauen regelmäßig Opium.

Ein neues Phänomen ist diese fast epidemische Sucht nicht. Schon anthropologische Studien aus den 1970er Jahren beschreiben Drogenabhängigkeit als ernstes soziales Problem für die kirgisische Gemeinschaft. Die jährliche Opiumproduktion in Afghanistan lag damals allerdings bei nicht mehr als 200 Tonnen, der lokale Handel im Pamir dürfte also überschaubar gewesen sein.



Von alters her rauchen die Pamir-Kirgisen Opium: gegen Schmerzen, gegen die Langeweile. Doch seit Afghanistan zum bedeutendsten Anbauland für Schlafmohn geworden ist, hat der Konsum epidemische Ausmaße erreicht. Auf dem Boden einer umgedrehten Teekanne erhitzen die Süchtigen das Rauschgift, ehe sie es in der Pfeife entzünden – und mit dem Qualm alle in der Hütte, auch Kinder, in leichten Rausch versetzen. Ooroon Bai (rechts), ein Sohn des Khan, raucht drei Pfeifen pro Tag, neun Gramm Opium. Das bedeutet: In einem Jahr muss er den Händlern, die klebrige Opiumballen hinauf in den Pamir tragen, den Gegenwert von 14 Schafen zahlen, um täglich seine Rationen zubereiten zu können



Das änderte sich Ende der 1990er Jahre: Als die Nordallianz den Opium-Anbau ausdehnte, um ihren Krieg gegen die Taliban zu finanzieren, betrug die illegale Produktion schon fast 5000 Tonnen.

Die Mudschahidin kamen sogar auf das abgelegene Pamir-Plateau, verkauften den Stoff erst für ganz wenig Geld und erhöhten die Preise drastisch, sobald die Menschen abhängig waren.

Ein halbes Kilo Opium, das einen Süchtigen anderthalb Monate versorgt, kostet mittlerweile ein bis zwei Schafe (50 bis 100 Dollar) – je nachdem, wie viele Händler unterwegs sind und für Nachschub sorgen. Fast alle handeln, neben anderen Waren, auch mit der Droge.

Wenn ich einen Süchtigen frage, warum er raucht, antwortet er mir in der Regel: Hier gibt es keinen Arzt! Keine Medikamente! Zahnweh! Bei manchen sind chronische Schmerzen tatsächlich der Anfang der Abhängigkeit. Die meisten Kirgisen rauchen

jedoch, weil sie sich langweilen. Einer erklärte mir: „Das Opium lässt mich für ein paar Stunden vergessen, dass ich im Pamir lebe.“ Ich würde vermutlich ebenfalls Opium rauchen, wenn ich nicht meine Bücher hätte (und die Fähigkeit, sie zu lesen), kein Internet, keine DVDs – jenen Luxus also, den ich hierher mitgenommen habe. Das halte ich mir immer vor Augen, sobald ich wieder einmal über die Agonie der Menschen in diesem extrem unwirtlichen Winkel unseres Planeten verärgert bin.

Elektrizität hin oder her: Wenn es um halb fünf Uhr nachmittags dunkel ist und Temperaturen von minus 30 Grad Celsius herrschen, wenn man dieselben zehn Menschen vor der Nase hat, mit denen man fast jeden wachen Moment seines Lebens zugebracht hat und mit denen man vermutlich auch den ganzen Rest seines Lebens verbringen wird, unter einem Dach, Sommer wie Winter – dann ist die Versuchung, sich all dem zu entziehen, wohl überwältigend.

Auch mein Leben mit den Kirgisen besteht zu 95 Prozent aus Langeweile und Einsamkeit. Ich vermisse jemanden, mit dem ich mich verständigen kann.

Mein Kirgisisch wird nie flüssig werden, aber abgesehen davon: Wer hier oben würde mich wirklich verstehen? Hin und wieder leiste ich mir den Luxus eines Satelliten-telefongesprächs mit meiner Freundin oder meiner Familie.

Die Minute kostet allerdings 1,30 Dollar, was meinen Möglichkeiten, zu jammern, enge Grenzen setzt.

Und dann fragt mich eines Abends einer der Kirgisen, mit dem ich mich angefreundet habe, warum ich den Pamir in ein paar Monaten wieder verlassen wolle. „Bleib hier, bei uns“, sagt er.

„Nimm dir eine Frau, besorg dir ein paar Tiere!“ Das ist anrührend und komisch zugleich, und ich verstehe plötzlich, dass er nie wird nachvollziehen können, wie ich mich fühle. Ich antworte vorsichtig:



„Eure Art zu leben ist anders als meine. Euer Leben kreist um die Tiere, das Wetter, die Weiden. Für mich sind Computer, Bücher, Geld wichtig. Deine Familie und deine Freunde sind heute Abend hier, während meine in diesem Moment mit der aufgehenden Sonne erwachen. Ich kann nicht bleiben.“

VI. DIE GESETZE DER HIRTEN-ÖKONOMIE

Yaks und Schafe sind das Herzstück der Wirtschaft im Pamir. Dem Vieh gilt die gesamte Sorge der Kirgisen, und das Ziel eines jeden Mannes ist es, den Nachsatz bai im Namen zu tragen: Ein „reicher Mann“ ist derjenige, der mehr als 100 Schafe, 30 Yaks und einige Pferde besitzt. Und vielleicht sogar Kamele; die steigern das Prestige.

Die Kirgisen passen den Lauf ihres Alltags den Bedürfnissen der Tiere an: Diese diktieren, wann morgens aufgestanden

und wann gegessen wird, und wann es Zeit ist, in ein neues Lager zu wechseln. Die Abläufe sind seit Jahrhunderten dieselben, auch wenn sich die Zahl der Tiere stark verringert hat. Gegenwärtig gibt es im Pamir wohl rund 10 000 Schafe und Ziegen. In den 1970er Jahren waren es noch viermal so viele, fast die Hälfte davon im Besitz der Familie des damaligen Khan.

Ich bin unterwegs mit Osmon, er ist einer der beiden Hirten des Khan. Auch Osmons Vater ist opiumsüchtig und besitzt deswegen kaum eigenes Vieh. Was bedeutet, dass er die 100 Schafe, den Brautpreis unter reichen Familien, nicht bezahlen kann. Also ist Osmon gezwungen, seinen kuch keyaw abzudienen, seinen Brautdienst, indem er zehn Jahre im Lager seines künftigen Schwiegervaters arbeitet. Etwa nach der Hälfte dieser Zeit wird Osmon eine der jungen Töchter des für sein Alter offenbar noch virilen Khan heiraten: Tilabü, die gegenwärtig 13 Jahre alt ist.

„Als ich hierherkam, war sie erst elf. Sie ist wie eine kleine Schwester“, sagt Osmon, leicht besorgt. „Ob es mit uns klappt, wenn sie meine Frau wird?“ So oder so: Der Frondienst ist die einzige Chance des Jungen, je zu heiraten.

Würde er sich bei einem anderen Herdenbesitzer als Hirte verdingen, bekäme er als Lohn ein Schaf pro Monat. Bis er den Brautpreis gespart hätte, wäre er längst zu alt, eine Familie zu gründen.

Wie Osmon geht es im Pamir etlichen Kindern süchtiger Eltern. So wird mit der Drogenejes Machtverhältnis wieder stärker, das schon im Verschwinden begriffen war. Es heißt amanat: Eine Handvoll Familien besitzt den größten Teil des Viehs und verteilt es unter armen Hirten. Die dürfen zwar Wolle, Milch und Jauche nutzen, essen oder verkaufen dürfen sie die Tiere aber nicht.

Eine Art „Wohlfahrtsystem“, das die Existenz der Armen sichert – gleichzeitig aber sind Hirten wie Osmon vollständig

Arm oder reich? Abdul Sator (u.) und Sufi Abdul Wahid (m.) sind wohlhabend, Kelt Baig (o.) ist dagegen ein einfacher Hirte. Die geschmückten Mädchen aus dem Camp des Khan werden spätestens mit 18 Jahren verheiratet. Der Bewerber muss 100 Schafe an die Brautfamilie zahlen oder jahrelang Frondienst leisten

von den Familien abhängig, in deren Dienst sie stehen.

Osmans wichtigste Aufgabe ist es, die Schafe in Bewegung zu halten und nach Wölfen auszuschauen. In den kalten Monaten, wenn die Murmeltiere, ihre bevorzugte Beute, im Winterschlaf liegen, umkreisen die Wölfe immer wieder hungrig und gierig die Herden und reißen Woche für Woche einige Tiere.

Osmon folgt den Schafen, wirft hin und wieder mit einem Stein nach einem Tier, das zurückbleibt. Meist aber kauert er irgendwo auf dem Boden und versucht, sich vor dem Wind zu schützen. An manchen Tagen, wenn das Wetter freundlicher ist, übt er Briefeschreiben auf Papier, das ich ihm geschenkt habe.

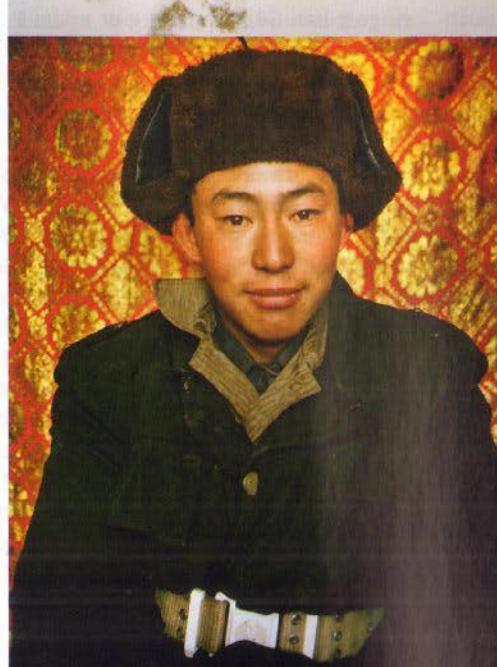
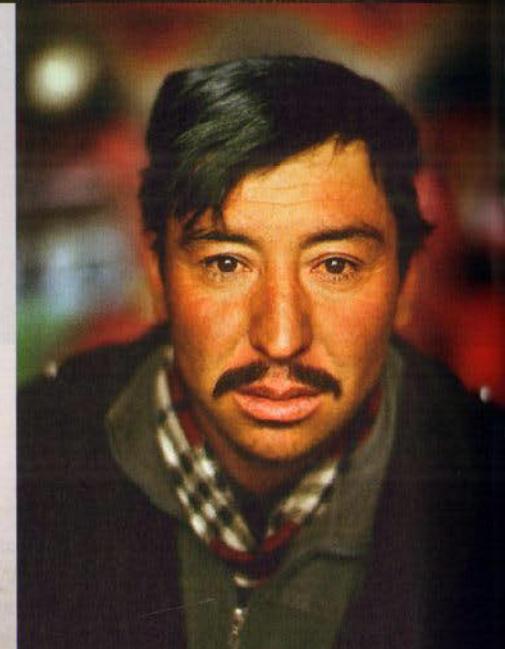
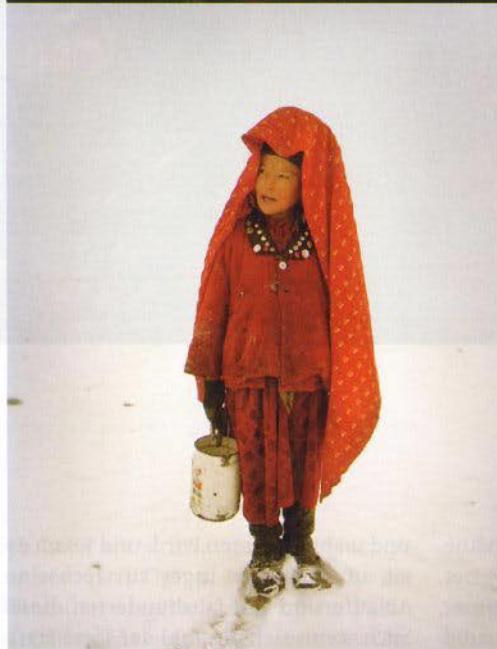
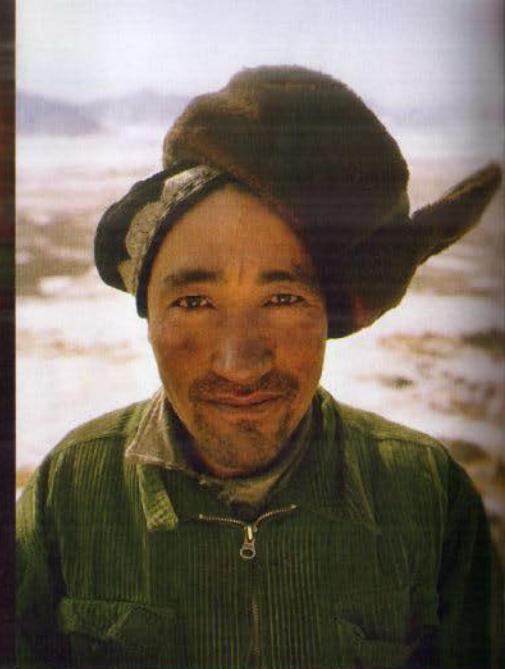
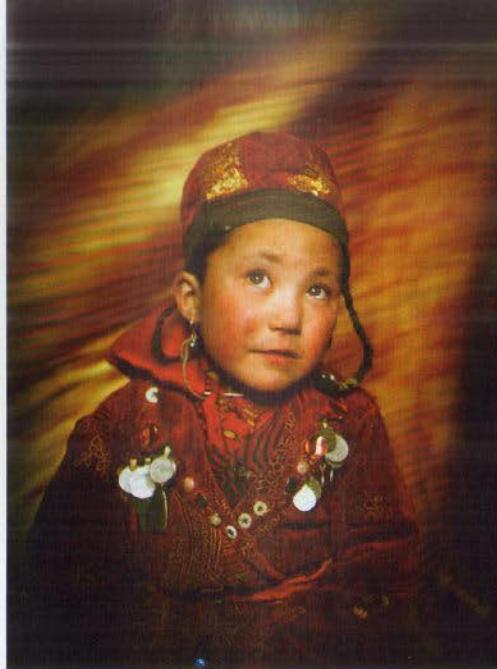
Er hat eine kleine Thermosflasche mit Tee mitgebracht und etwas Brot, das wir uns teilen. Mehr gibt es nicht. Er wird erst wieder am Abend essen, wenn er mit den Tieren ins Lager zurückgekehrt ist.

Wohin Osmon die Herde treibt, hängt von der Schneemenge ab. In trockenen Wintern sind die Weiden offen, und Pferde, Yaks, Schafe, Ziegen, Kamele und Esel können überall grasen. Sonst aber muss das bisschen, das die Tiere unter der Schneedecke finden, mit Trockenfutter ergänzt werden – mit Gras, das am Ende des kurzen Sommers geschnitten und in großen Steingehegen gelagert wird. Die Futtervorräte im Pamir sind jedoch beschränkt, in jedem schneereichen Winter verhungern Tiere. Andere sind an dessen Ende so geschwäch, dass sie im März und April sterben, wenn die ersten Lämmer zur Welt kommen.

Gewinnen können die Pamir-Kirgisen in diesem Kreislauf nicht: Wenn zu viel Schnee fällt, stirbt auch viel Vieh, aber im Jahr darauf wird immerhin ausreichend Weideland zur Verfügung stehen.

Fällt aber wenig Schnee, dann überlebt zwar das Vieh; dafür werden die Futtervorräte im Folgejahr knapp.

Das schlimmste Szenario heißt jüt, es tritt im Frühling ein, wenn Neuschnee die Weiden bedeckt und nach einigen warmen Tagen, an denen dieser Schnee schmilzt,





eine Kaltfront das Land plötzlich einfriert. Die Tiere können sich nicht durch das Eis graben – und Heu gibt es kaum noch.

Dann geht oft über die Hälfte einer Herde ein. Und weil das Gesetz des Islam Tiere, die eines natürlichen Todes gestorben sind, als *haram*, also als unrein, bezeichnet, bedeutet dies, dass sie nicht gegessen werden dürfen. Die Kadaver werden den Hunden überlassen.

Auch diese gelten nach muslimischer Lehre als unrein – wie nützlich sie auch sein mögen. Hirten brauchen Hunde, und die kirgisischen sollen beherzt sein und ein ausgeprägtes Revierbewusstsein haben, weil sie die Herden gegen Wölfe verteidigen müssen.

Eines Tages bekomme ich das selbst zu spüren.

Der Angriff erfolgt vollkommen überraschend. Vier riesige Hunde stürzen auf mich zu. Ich bin zwar in der Nähe eines Lagers, ich rufe um Hilfe, aber gegen den Wind hört mich niemand. Ich benutze mei-

ne Skistöcke wie Degen und Knüppel und kann, um mich schlagend, zwei Hunde auf einmal abwehren. Aber sobald sie sich zurückziehen, greifen die beiden anderen an, die sich jeweils außerhalb meines Gesichtsfeldes positionieren.

Fünf Minuten lang versuche ich verzweifelt, sie daran zu hindern, sich in mir festzubeißen. Da ertönt endlich ein Pfeifen, das die Hunde sofort beruhigt.

Ein Mann erscheint. Er sieht mich zittern vor Angst und fragt ungerührt: „Ich habe Kopfschmerzen! Hast du eine Tablette dabei?“

VII. VERWUNDERUNG UND DANKBARKEIT

Als ich meine ethnologische Arbeit im Pamir begann, habe ich mir ein ganz bescheidenes Ziel gesetzt: Ich werde beobachten, aufzeichnen, was ich sehe – und werde den Kirgisen gegenüber meine Meinung für mich behalten. Ich will vermeiden, als ame-

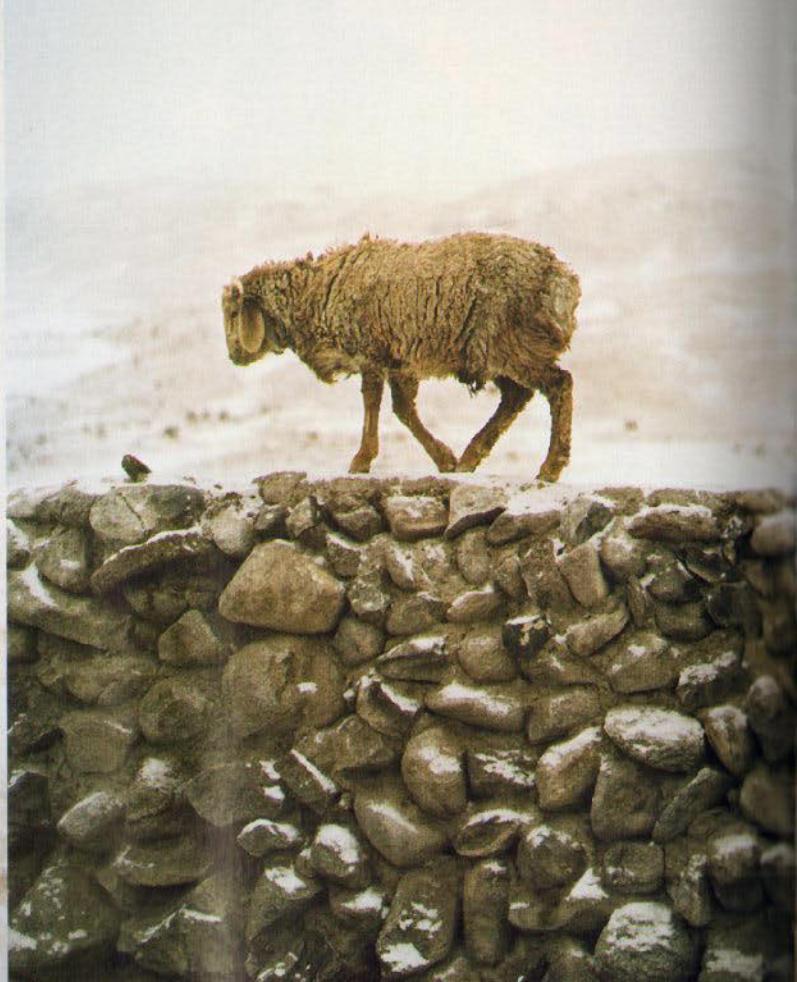
rikalyk aufzutreten, der sie mit irgendwelchen Kommentaren zu ihrem Tun belästigt.

Dies entspricht auch einem zentralen Glaubenssatz meines Faches, der „Kultur-Relativismus“ verlangt: Benutze nie deine eigene Kultur als Vergleich und Maßstab zur Bewertung anderer Kulturen!

Das ist schön gedacht – nur leider nicht zu machen.

Denn natürlich bin ich dauernd in der Verlegenheit, zu beurteilen, was ich sehe.

Ich frage mich zum Beispiel manchmal, was ich bei allen Vorbehalten an den Kirgisen bewundere: Zuallererst ist das ihr Durchhaltewillen – sie überleben („gediehen“ wäre zu viel gesagt) an einem Ort, der für ein zivilisiertes Auskommen zu unwirtlich ist. Sie hätten ihre harte Existenz aufgeben können. Kirgisistan hat 1999 das Angebot gemacht, die restlichen Pamir-Kirgisen aufzunehmen. Niemand hat sie gezwungen, im Pamir zu bleiben. Sie haben sich selbst dafür entschieden, trotz der Kälte, trotz des Mangels an Straßen und Schulen.



Was mich zur anderen Seite der Medaille bringt: Ich finde, sie sollten für diese Entscheidung die Verantwortung übernehmen. Stattdessen fühlen sie sich als Opfer, verhalten sich wie Kettenraucher, die wegen ihrer Sucht die Tabakfirmen verklagen.

Abdul Raschid Khan ist seit bald 30 Jahren im Amt, und unter seiner Führung wurde keine einzige Schule, Straße oder Gesundheitsstation gebaut. Wird ihm dies von den Menschen zur Last gelegt? Nein, die Schuld dafür sehen er und sein Volk bei jenen, die ihnen all das, angeblich, verweigern.

Bei der afghanischen Regierung zum Beispiel, die allerdings tatsächlich nicht besonders freigiebig ist. Oder bei der Aga-Khan-Stiftung, die im Gebiet des benachbarten Wakhan-Stammes den Bau von neuen Straßen fördert, dies aber nicht in den Pamir-Hochtälern tut.

Dass die Wakhan bereit sind, für einen Lohn von drei Dollar pro Tag auf der Baustelle zu helfen, das können die Pamir-Kirgisen nicht verstehen: Wer bei klarem Verstand

sei, so wird mir erklärt, müsse für solche Arbeit 30 Dollar verlangen.

Ihre freie Zeit verbringen die Kirgisen daher lieber mit Teetrinken. Und das bisschen Geld, das sie durch den Verkauf von Schafen erwirtschaften, stecken sie lieber in Fernsehapparate und Opium statt in Bücher und Arzneimittel.

Viel Hilfe von außen kann der Khan mit dieser Haltung nicht einwerben.

Auch ich habe meine Erfahrungen mit der ewigen Leier des Opferdaseins gemacht, mit tragischen Konsequenzen.

Eines Tages erschien einer meiner Nachbarn bei mir: Sein kleiner Sohn sei krank. Ich gab ihm Antibiotika und vergaß den Vorfall. Wochen später tauchte der Vater wieder auf: Seinem Sohn gehe es schlecht. Ich sagte ihm, er müsse qualifizierte Hilfe im Tal suchen.

Wochen vergingen; der Junge war noch immer krank.

Ich nahm Kontakt zu einem Arzt außerhalb des Pamir auf und beschrieb die Sym-

ptome. „Das könnte Tuberkulose sein“, sagte er, „die Leute sollen zu mir kommen! Ich behandle den Jungen kostenlos. Dort oben lässt sich nichts für das Kind tun.“

Ich schlug dem Vater vor, er solle unverzüglich aufbrechen. Doch er war dagegen: Der Arzt wohne zu weit entfernt, und der Junge sei zu krank für die zwei- bis dreitägige Reise auf dem Rücken eines Yaks. Außerdem habe er kein Geld.

Er unternahm nichts.

Monate vergingen, wir trafen uns wieder, er war noch immer nicht aktiv geworden.

Ich beschimpfte ihn, sagte ihm:

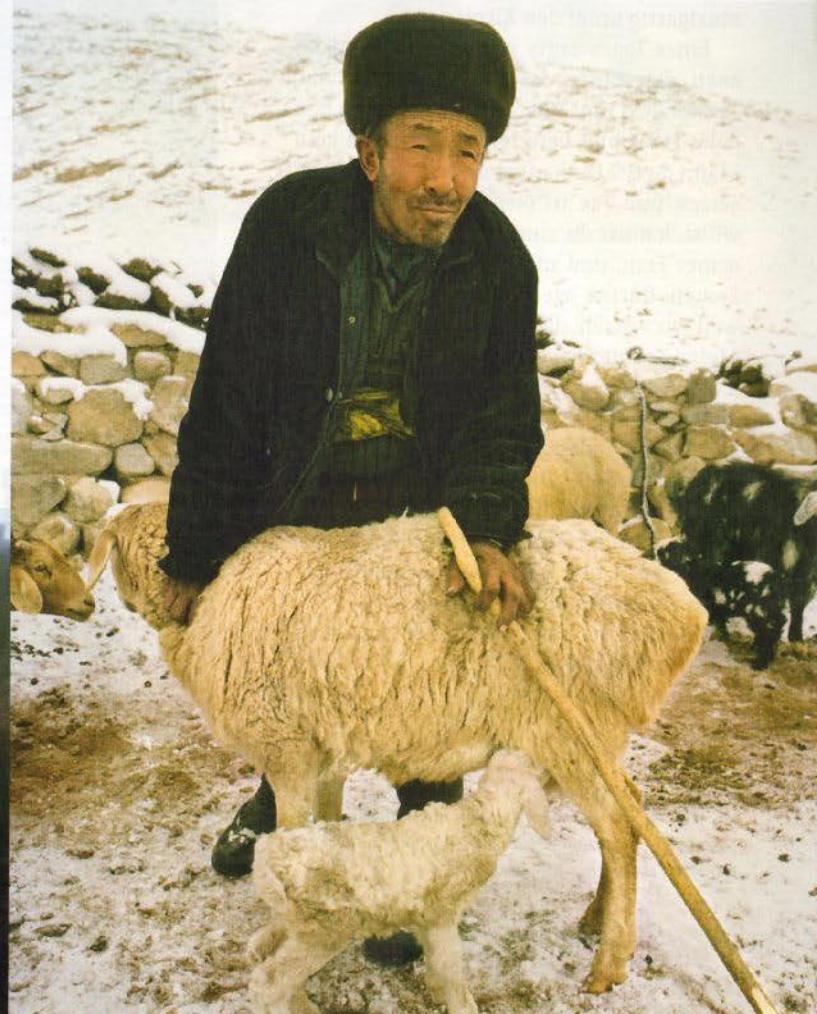
„Wenn das mein Sohn wäre, ich würde ihn auf dem Rücken zu Tal tragen!“ Der Vater sagte, er würde hinüber nach Tadschikistan gehen, das sei der kürzere Weg. Aber dafür brauche er Geld.

Ich sagte ihm, er sei ein Narr – und gab ihm 100 Dollar.

Er bewegte sich nicht vom Fleck.

Nun ist das Kind gestorben. Es hatte sich übergeben, seine Zunge war geschwollen,

Die Hirten des Pamir benutzen Steinschleudern, um ihre Herden auf die Weiden zu dirigieren; dort suchen sich die Tiere unter dem Schnee ihr Futter. Morgens melken die Frauen die Yaks. Jede Kuh gibt einen Dreiviertelliter fette Milch pro Tag, aus der die Nomaden Butter und Käse herstellen. Wer viele Tiere hat, der verkauft die Milchprodukte oder tauscht sie ein – so wie Er Ali Bai (r.), einer der reichsten Herdenbesitzer im ganzen Hochtal. Als Kind erkrankte er an Polio, sein Bein blieb danach verkrüppelt. Trotzdem ist er bei den Pamir-Kirgisen für seinen Humor bekannt und wird von allen nur »der Komiker« genannt. Er Ali, 53 Jahre alt, hat zwei Frauen verloren und ist nun mit einer 18-Jährigen verheiratet



Für die Pamir-Kirgisen ist es der Alltag, für andere ein großes Abenteuer: Fotograf Matthieu Paley und Autor Ted Callahan mussten ihre Ausrüstung von Packtieren in das abgelegene Hochtal schleppen lassen

es konnte am Ende weder sprechen noch atmen. Und der Vater in seinem Kummer gibt, so kommt mir zu Ohren, allen die Schuld: mir, der Krankenschwester, die zeitweise hier oben gearbeitet hat und ihn ebenfalls überreden wollte, etwas zu tun. Und der afghanischen Regierung.

Nur einem nicht: sich selber.

In der Außenwelt ist das Ansehen der Pamir-Kirgisen entsprechend schlecht. Und ich kann diese Vorurteile leider nicht widerlegen. Auch ich wurde während meines Aufenthalts belogen, übers Ohr gehauen, bestohlen, und bisweilen schien es mir, als würde ich meine Zeit statt mit neutraler Beobachtung mit kleinlichen Streitigkeiten verbringen.

Ich habe im Lager des Khan gelebt, weil er und seine Söhne mir auf meiner ersten Erkundungsreise ausgesprochen gastfreudlich begegnet waren. Und ein britischer Arzt mit vier Jahren Arbeitserfahrung vor Ort gab mir recht: „Die Menschen, bei denen du lebst, sind angenehm, und das ist einzigartig unter den Kirgisen.“

Eines Tages sagte mir mein Freund Roshan, der spürte, dass ich deprimiert war: „Schau dich um! Wer außer dir kann schon jedes Haus hier betreten, selbst wenn kein Mann da ist? Du kannst dich zu den Frauen setzen und Tee trinken. Wann immer du willst, kannst du zum Khan gehen oder zu seiner Frau, und mit ihnen reden. Unsere Frauen dürfen zu dir ins Zelt kommen, weil wir wissen, dass sie bei dir sicher sind. Meine Tochter besucht dich jeden Tag, und ich mache mir nie Sorgen, weil ich und alle anderen hier dir vertrauen.“

Und ein anderer sagte: „Du kehrst nach Amerika zurück, aber du wirst immer ein Teil unserer Familie sein. Du bist jetzt shai'ym. Deine Heimat ist in Amerika, aber sie ist auch hier.“ Shai'ym bedeutet: eine angesehene Abstammung.

Ich kämpfte mit den Tränen und murmelte ein Dankeschön. Es kam mir äußerst unzureichend vor.

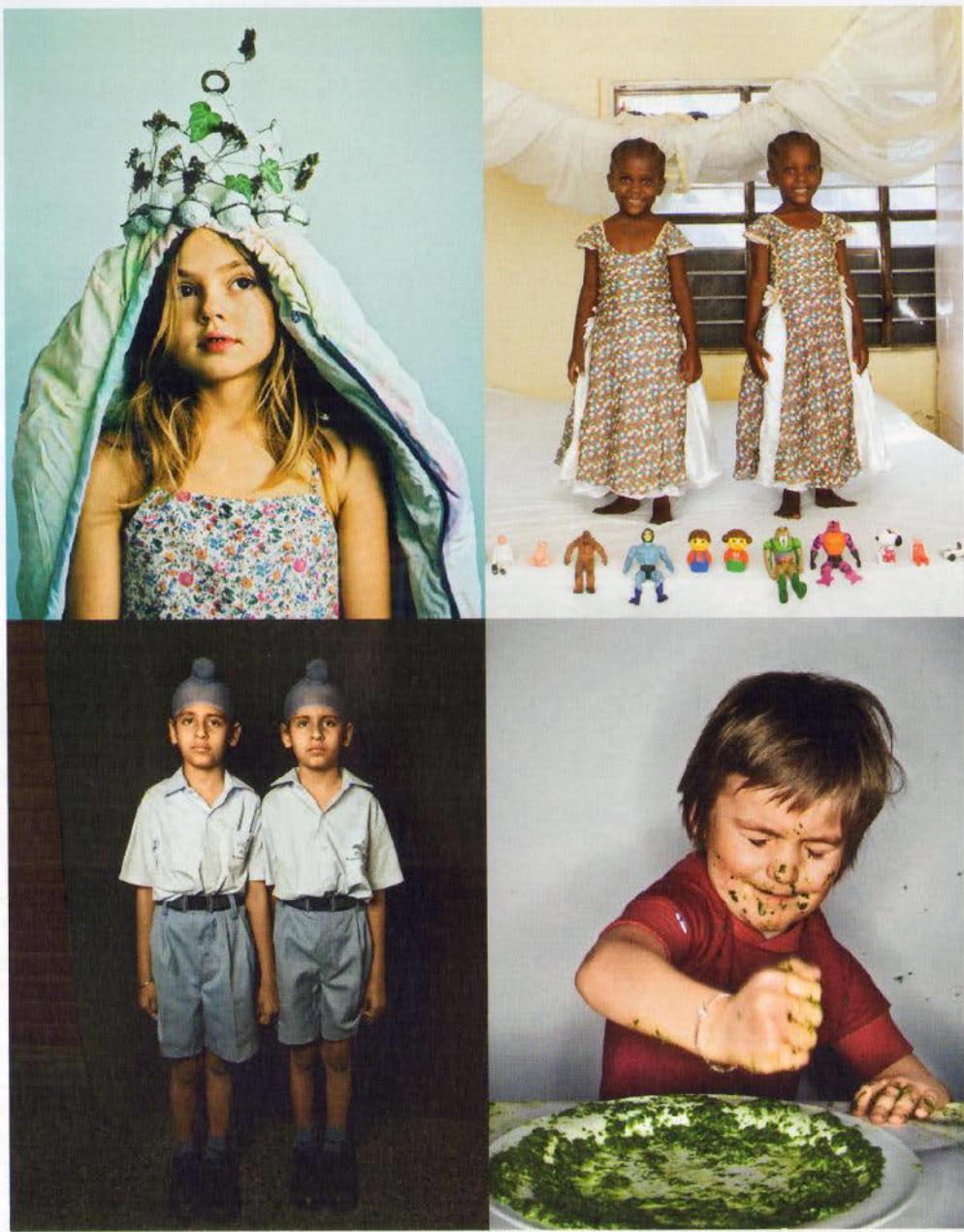
□

Für den Ethnologen TED CALLAHAN war der Auftrag von GEO eine neuartige Herausforderung: Nie zuvor hatte er eine Reportage geschrieben. Mehr gibt es über den mutigen Feldforscher auf Seite 7 zu lesen.





VORSCHAU



»So wächst der Mensch auf«: GEOthema 02 erscheint am 24. August 2012

BILDNACHWEIS

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten.

TITEL: Matthieu Paley | **SEITE 3:** Lia Darjes | **SEITE 4:** „Where Children Sleep“ von James Mollison: o.; Jonas Bendikson/Magnum Photos/Agentur Focus: m.; Harf Zimmermann: l. m.; Simon Norfolk/nb pictures: u.; Hu Yang: 4/5; | **SEITE 5:** Julio Bittencourt: l. o.; Peter Menzel/Agentur Focus: r. o.; George Georgiou: m. o.; All Photographs from UK AT HOME published by Against All Odds Productions in association with Duncan Baird Publishers in April 2008, © Against All Odds Productions; Simon Roberts: r. m. o.; Bert Teunissen: m. u.; Matthieu Paley: i. m. u.; Kendrick Brinson/LUCEO: u. | **SEITE 6:** „Where Children Sleep“ von James Mollison: l. c.; Julio Bittencourt: l. m.; Peter Menzel/Agentur Focus: r. m.; George Georgiou: r. o.; Harf Zimmermann: l. u.; Bert Teunissen: i. m.; Simon Norfolk/nb pictures: r. m.; Hu Yang: r. u. | **SEITE 7:** Jonas Bendikson/Magnum Photos/Agentur Focus: l. o.; Rick Smolan: r. o.; Kendrick Brinson/LUCEO: l. u.; Matthieu Paley: r. u. (2x) | **WO DIE KINDER SCHLAFEN:** „Where Children Sleep“ von James Mollison: 8–25 | **DIE WOHNMASCHINE:** Julio Bittencourt: 26–37 | **VOM LEBEN AUF DER HOHE DES WINDES:** Peter Menzel/Agentur Focus: 38–49 | **EINE ANATOLISCHE ZUKUNFTSREISE:** George Georgiou: 50–65 | **AUF HOFFNUNG GEBAUT:** Jonas Bendikson/Magnum Photos/Agentur Focus: 66–91 | **MY HOME IS MY CASTLE:** All Photographs from UK AT HOME published by Against All Odds Productions in association with Duncan Baird Publishers in April 2008, © Against All Odds Productions; Simon Roberts: 92/93; Barry Lewis: 94/95; Thomas Brandl: 96; Mike Abrahams: 97; Mike Goldwater: 98/99; Richard Baker: 100, 101; Murdo McLeod: 102/103; Andrew Buurman: 104; Roger Bamber: 105, 106/107 | **EINE DEUTSCHE STRASSE:** Harf Zimmermann: 108–123 | **DIE HEIMAT DER BESCHEIDENEN:** Bert Teunissen: 124–135 | **NEUE WELTEN IM NIRGENDWO:** Simon Norfolk/nb pictures: 136–147 | **CHINA PRIVAT:** Hu Yang: 148–165 | **ENDSTATION SONNE:** Kendrick Brinson/LUCEO: 166–175 | **Die VERGESSENEN:** Matthieu Paley: 176–201 | **VORSCHAU:** www.delphinecharnet.com: 202 l. o.; Gabriele Galimberti/Riverboom: 202 r. o.; Sofie Knijff: 202 l. u.; Christian Grundl/13 Photo: 202 r. u. | **KARTEN:** Rainer Drost: 44, 114 und 186

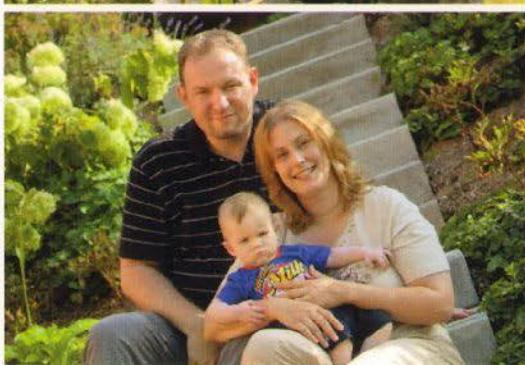
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2012, Verlag Gruner + Jahr AG & Co KG, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

ICH BIN

GEO.

Einfach mal
hinhören, was
das Leben so
zu sagen hat.





SchwörerHaus – so lebendig wie unsere Kunden.

SchwörerHaus verbindet Ästhetik, Behaglichkeit und Qualität mit einem durchdachten Energiekonzept – so baut man heute.



Schwörer Haus®

SchwörerHaus KG, Hans-Schwörer-Str. 8, 72531 Hohenstein
Telefon 0 73 87/16 - 0, Email: info@schwoerer.de

www.schwoerer.de